



universität
wien

Diplomarbeit

Titel der Diplomarbeit

„Wissen, leisten, bilanzieren:
Erkenntnisproduktion und Wissensbilanzierung an der
Universität Wien“

Verfasserin

Carolin Maria Christina Schmidt

Angestrebter akademischer Grad

Magistra der Sozial- und Wirtschaftswissenschaften
(Mag.rer.soc.oec.)

Wien, im November 2008

Studienkennzahl lt. Studienblatt: A 122 295
Studienrichtung lt. Studienblatt: Soziologie
Betreuerin: Univ. Prof. Dr. Ulrike Felt

Erklärung zum selbständigen Verfassen der Arbeit

Ich versichere, dass ich die vorliegende Arbeit selbständig verfasst habe. Ich habe keine anderen als die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt. Ich habe die Arbeit bzw. Teile davon weder im In- und Ausland einer Beurteilerin/ einem Beurteiler zur Begutachtung als Prüfungsarbeit vorgelegt.

Wien, 17.11.2008

Carolin Schmidt

In dankbarer Erinnerung an
meinen Vater
(1949-2008)

Ich setzte den Fuß in die Luft,
und sie trug.

Hilde Domin

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|-----------|
| I. Einleitung | 9 |
| II. Theorie | 15 |
| II.1. Wissen als zentrale Ressource der Wissensgesellschaft..... | 15 |
| II.2. Die Universität im Wandel: Neue Erwartungen und Aufgaben | 18 |
| II.3. Audit Society: Die „gläserne“ Wissenschaft | 24 |
| II.4. Boundary work und boundary object: ein Gebiet wird neu vermessen..... | 29 |
| III. Methoden | 34 |
| III.1. Diskursforschung | 35 |
| III.2. Triangulation | 37 |
| III.3. Analyse des Materials zur Wissensbilanzierung..... | 38 |
| III.4. Erhebung und Analyse der Interviews..... | 39 |
| IV. Wissensbilanz in the making – Sondierungen im Vorfeld | 42 |
| IV.1. Universitäre Wissensbilanzierung in Österreich..... | 42 |
| IV.2. Gesetzliche Grundlagen der Wissensbilanzierung an Universitäten..... | 46 |
| IV.3. Wissensbilanzierung an der Universität Wien | 50 |
| V. Wissensbilanz in action – „WissensproduzentInnen“ erzählen | 53 |
| V.1. Auswertung nach den klassischen Arbeitsfeldern der Wissenschaft | 54 |
| V.1.1 Kernkategorie Forschung | 57 |
| V.1.2 Kernkategorie Wissenstransfer | 65 |
| V.1.3 Kontextkategorie Lehre | 69 |
| V.1.4 Kontextkategorie Akademische Selbstverwaltung..... | 73 |

| | |
|---|-----------|
| VI. Conclusio | 76 |
| VI.1. Governance of Science und Auditing..... | 76 |
| VI.2. Die Ebene der Personen | 77 |
| VI.3. „Doing Wissensbilanz“ – das boundary object Wissensbilanz | 81 |
| Literaturverzeichnis | 83 |
| Abbildungsverzeichnis | 93 |
| Abstract..... | 94 |

I. Einleitung

In den letzten Jahren zeichnet sich eine Trendwende in der Hochschullandschaft ab, die durch eine immer stärkere Ökonomisierung der Universitäten gekennzeichnet ist.

Das Humboldt'sche Modell der Universität verblasst, während unter der Devise der „Governance of Science“¹ Management- Aspekte der Organisationsführung in den Vordergrund treten. Unter Schlagwörtern wie „Wissensgesellschaft“, „Autonomie“ und „Exzellenz“ werden Umstrukturierungen vorgenommen, die das Wissenschaftssystem möglicherweise nachhaltig umgestalten.

In Österreich hat eine anhaltende hochschulpolitische Debatte für Aufmerksamkeit gesorgt, die sowohl inneruniversitär als auch in den Medien ein großes Echo erzeugt hat. Hochschulpolitik ist wieder ins Licht der Öffentlichkeit gerückt und wird in Zeitungen, Streitschriften und Symposien thematisiert.

Auslöser für die Diskussionen ist das Universitätsgesetz (UG) 2002, das im Zuge der europäischen Entwicklungen im Hochschulbereich ausgearbeitet wurde und Fundament für grundlegende Strukturveränderungen an den österreichischen Universitäten ist.

Ein Beispiel für die im UG 2002 beschlossene Steuerung ist der Entwurf und die Einführung der so genannten Wissensbilanz, die das „Intellektuelle Kapital“ der Universitäten messen und bewerten soll.

In dieser Arbeit wird die Wissensbilanz als ein Beispiel für Governance of Science herausgegriffen, da an ihr der „neue Geist“ der Leistungsmessung konkret sichtbar wird. Sie steht als Maßnahme symptomatisch für ein Reformwerk, das dabei ist, sich zu etablieren. Daher wird die Wissensbilanz in der Folge als Ausgangspunkt meiner Beobachtungen behandelt, als eine Sozialtechnologie, die gewisse Prozesse sichtbar macht und schärft. Sie kann als Beispiel für eine Technologie und ihre Wirkungen gelesen werden, daher versteht sich diese Arbeit auch *nicht* als Evaluation einer Gesetzesnovelle oder als Analyse der Vor- und Nachteile eines Managementtools.

¹ Steuerung von Wissenschaft

Die vorliegende Arbeit ist dem Umgang mit der Wissensbilanz auf der Spur und versucht, diesen explorativ entlang verschiedener Bruchlinien aufzuspüren (disziplinäre Unterschiede, verschiedene Arbeitsfelder, u.a.). Sie bewegt sich im Spannungsverhältnis zwischen der gesetzlich vorgeschriebenen Wissensbilanzierung auf der einen Seite und der Wissensproduktion von so genannten „WissensproduzentInnen“ der Universität Wien auf der anderen Seite.

Die mit dem UG 2002 beschlossene Autonomie der Universitäten bedeutet unter anderem, dass neben den klassischen Aufgaben von Lehre und Forschung verstärkt Verwaltungs- und Managementaufgaben an die Universität entfallen. Budgetfragen müssen größtenteils innerhalb der Universitätshierarchie und -struktur selbst verhandelt werden. Finanzierungsgespräche mit dem Bundesministerium für Wissenschaft und Forschung (bmf)² werden alle drei Jahre auf der Grundlage der „Leistungsvereinbarungen“ geführt. Dabei werden „Effizienz“ und „Leistung“ der Universitäten bewertet, wobei unter anderem überprüft wird, ob die getroffenen „Zielvereinbarungen“ erreicht wurden. Ziel dieser Verhandlungen ist die Zuweisung eines neuerlichen Dreijahresbudgets an die jeweilige Universität³.

Die Messung der erbrachten Leistungen erfolgt über die Indikatoren der universitären Wissensbilanzen, die einmal im Jahr gelegt werden müssen. Für die Erstellung dieser Bilanzen ist das wissenschaftliche Personal der Hochschulen verpflichtet, einen gesetzlich bestimmten Katalog an Daten zu generieren und weiterzugeben, der jährlich als Wissensbilanz zusammengefasst und veröffentlicht wird⁴.

Das neue Management-Instrument zielt darauf ab, das „Intellektuelle Kapital“ der Universitäten zu messen und sichtbar zu machen.

Nur dann, so die Argumentation, sei es auch steuerbar: „If You Can't Measure It, You Can't Manage It“⁵.

² Vormals Bundesministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur (bmbwk)

³ Vgl. http://www.bmf.gv.at/submenu/wissenschaft/national/oesterr_hochschulwesen/das_oesterr_hochschulsystem/leistungsvereinbarungen_mit_universitaeten/

⁴ Für eine ausführliche Darstellung siehe Kap. „IV. Wissensbilanz in the making – Sondierungen im Vorfeld“

⁵ Peter Drucker, zitiert nach Pircher 2005 (Präsentation: „Wissensbilanzen als Steuerungsinstrument im öffentlichen Bereich“)

Die Einführung der Wissensbilanz – und die im Diskurs oft damit verbundene Ökonomisierung der Universität – hat zwiespältige Reaktionen hervorgerufen.

Von offizieller Seite aus wird die Wissensbilanzierung als wichtiges Element der Leistungsvereinbarungen im Sinne des „New Public Managements“ gesehen, das dazu dienen soll, „dezentralere Entscheidungs- und Gestaltungsmöglichkeiten“⁶ zu schaffen. Sie gilt als notwendige Maßnahme, die in der Rhetorik für Erneuerung, soziale Robustheit und Zukunftsdenken steht und durchaus positiv konnotiert ist:

„Der Einsatz neuer Steuerungselemente (zu denen auch die formelbasierte Budgetvergabe zählt) für das Transaktionsverhältnis zwischen Staat und Universitäten soll eine flexiblere und effizientere Reaktion auf die sich immer schneller ändernden Anforderungen des Wissenschafts- und Lehrbetriebs ermöglichen.“ [...] Außerdem „soll auch ein effizienter und verantwortungsbewusster Ressourceneinsatz ermöglicht werden. [...] Es ist so möglich, Anforderungen und Erwartungen der Gesellschaft an die Universitäten zu artikulieren und gemeinsam mit diesen einen Beitrag zur Lösung von gesellschaftlichen Fragestellungen zu definieren.“⁷

Die Antagonisten des Wissensbilanzdiskurses sehen in den Entwicklungen nicht die oben beschriebenen Möglichkeiten und Chancen, sondern eine ernsthafte Gefährdung des etablierten Wissenschaftssystems. Der Einsatz von Steuerungsinstrumenten zur universitären Leistungsmessung wird als „schleichende Transformation von freier Wissenschaft in ein unfreies Dienstleistungsgewerbe“⁸ beschrieben und nicht zuletzt als „Pervertierung von Forschung unter ökonomischen Gesichtspunkten“⁹.

Eine deutliche Sprache spricht auch die Metapher der neostalinistischen Planwirtschaft, die immer wieder zur Illustration herbeigezogen wird (siehe Abbildung 1).

In dieser Art der Darstellung sollen die österreichischen WissenschaftlerInnen in „Erinnerung an die Zielvorgaben und das Plansoll der ehemaligen sozialistischen Kommandowirtschaft“¹⁰ ihren Tribut zollen.

⁶ Österreichischer Wissenschaftsrat 2005, http://www.wissenschaftsrat.ac.at/news/Empfehlungen_Leistungsvereinbarung.pdf

⁷ Ebd. 2005: 1

⁸ Liessmann 2006: 91

⁹ Liessmann 2006: 96

¹⁰ Liessmann 2006: 99



Abbildung 1: Illustration des Artikels von Christian Fleck „Einzug des Neostalinismus in die Alma Mater?“ in: Der Standard, 11.04.2008: 35

Die dargestellte Dynamik des Diskurses bildet den Rahmen dieser Untersuchung und ist Grundlage für das vermutete Spannungsverhältnis zwischen der Form der Wissensbilanzierung und der „Erkenntnisproduktion“ der universitären „WissensproduzentInnen“.

Die zentrale **Forschungsfrage** der vorliegenden Arbeit lautet daher:

- **In welchem Spannungsverhältnis stehen die Wissensproduktion und die Wissensbilanzierung an der Universität Wien?**

Aus der Forschungsfrage ergeben sich im Hinblick auf den oben beschriebenen Diskurs folgende **Unterfragen**:

- Welche Übereinstimmungen und Diskrepanzen ergeben sich aus den beiden Konzeptualisierungen, universitäre Wissensproduktion auf der einen Seite und Wissensbilanzierung auf der anderen Seite? Und wie verhalten sich diese verschiedenen Konzeptualisierungen zueinander?
- Wie sehen „WissensproduzentInnen“ ihr Wissen in der Wissensbilanz repräsentiert?
- Lassen sich disziplinäre Unterschiede im Umgang mit der Wissensbilanz feststellen?
- Inwieweit gelingt es der Wissensbilanz, für die verschiedenen Akteure zum „boundary object“ zu werden und damit zu einem Instrument der Kommunikation zwischen verschiedenen wissenschaftlichen „Territorien“?

Die Relevanz der Forschung besteht in der Aktualität des Themas vor dem theoretischen Hintergrund der Literatur der Social Studies of Science. Hier spannt sich der Bogen zum Fachgebiet der Wissenschaftsforschung, für die die vorliegende Arbeit ein praktisches Beispiel für theoretische Konzepte darstellt. Zum Thema der universitären Wissensbilanz gibt es bis dato weder soziologische Literatur noch Forschung. Daher versteht sich diese Arbeit als Basisforschung und Grundlagenstudie im Bereich der Hochschulforschung und ist als qualitative explorative Studie angelegt.

Im Sinne der qualitativen Sozialforschung findet im Rahmen dieser Arbeit keine Hypothesenprüfung statt. Ziel dieser explorativen Studie ist es vielmehr, Spannungsfelder zu eruieren, Fragen aufzuwerfen und aufgrund der Analyse des Materials Thesen zum Untersuchungsfeld zu generieren.

Im Anschluss an die Einleitung folgt die theoretische Aufarbeitung der in diesem Kontext als relevant erachteten Fachliteratur aus dem Bereich der „Social Studies of Science“ sowie eine Einbettung des Themas in einen größeren historischen und praxisrelevanten Kontext (Kapitel II).

In der Folge werden die verwendeten Methoden der Erhebung und Analyse des verwendeten Materials erläutert, unter besonderer Berücksichtigung der Diskursforschung (Kapitel III).

Im anschließenden IV. Kapitel wird anhand verschiedener Textdokumente der Diskurs rund um die Wissensbilanzierung im Vorfeld ihrer Einführung rekonstruiert.

Im V. Kapitel, dem Hauptteil der Analyse, werden die Alltagserfahrungen der „WissensproduzentInnen“, die mit der Wissensbilanzierung konfrontiert sind, diskursiv erschlossen. Dafür wurden Gespräche mit WissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen (Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften) geführt und diskursanalytisch ausgewertet. Zu den befragten Personen zählen habilitierte UniversitätsprofessorInnen, HochschullehrerInnen und WissenschaftlerInnen, die (bis auf zwei Ausnahmen) stabile Positionen auf hoher wissenschaftlicher Ebene innerhalb der Universität einnehmen. Damit soll sichergestellt werden, dass die GesprächspartnerInnen in der Organisation verankert sind und über ein entsprechendes Erfahrungswissen verfügen.

Bei den Kapiteln IV. und V. handelt es sich um zwei verschiedene Zeitpunkte der Analyse (vor und nach der Einführung der Wissensbilanz), um zwei verschiedene Arten von Material (verschiedene Dokumente und Textsorten für den Zeitraum vor der Einführung und Interviews für den Zeitraum nach der Einführung der Wissensbilanz).

Die Annäherung an die Wissensbilanz geschieht also von zwei Seiten aus. Es ist allerdings wichtig, festzuhalten, dass beide Szenarien nicht „die Wirklichkeit“ darstellen, sondern dass es sich jeweils um Annäherungen an und Re-Konstruktionen von Wirklichkeit handelt.

Im Anschluss an die Analyse werden die Ergebnisse in Form einer Diskussion aufgearbeitet (Kapitel VI) und ein Anschluss an mögliche Folgeprojekte hergestellt.

II. Theorie

Den folgenden Ausführungen soll ein Grundgedanke vorangestellt werden, der den Charakter der dargebotenen Überlegungen beschreibt. Es handelt sich um John Laws Konzeption einer „relationalen“ und „prozesshaften“¹¹ Soziologie, die ihre

„[...] Akteure, Organisationen und Vorrichtungen als interaktive Effekte behandelt. Dabei habe ich einige Erzeugungsweisen solcher Effekte berührt und ihre Heterogenität, ihre Unsicherheit und ihren anfechtbaren Charakter betont; speziell habe ich darauf verwiesen, dass soziale Strukturen besser als Verb denn als Substantiv betrachtet werden sollten.“¹²

Ohne die vorliegende Arbeit in den Kontext der Akteur-Netzwerk-Theorie stellen zu wollen, erscheint mir diese Sichtweise jedoch als Hintergrund sowohl für die theoretischen Aspekte als auch für die empirischen Darstellungen als besonders passend, da sich das beleuchtete Untersuchungsfeld in besonderem Maße als „fluide“ erweist und sich in vielen Dimensionen durch eine ausgeprägte Prozesshaftigkeit auszeichnet.

II.1. Wissen als zentrale Ressource der Wissensgesellschaft

„Wir leben in einer Wissensgesellschaft“ – diese und ähnliche Aussagen werden allenthalben verlautbart; in populärwissenschaftlichen Medien, sozialwissenschaftlichen Texten und politischen Dokumenten scheinen die Begriffe der Wissensgesellschaft und -ökonomie fast allgegenwärtig zu sein. Doch trotz der zahlreichen Bekundungen zur ‚knowledge society‘ ist das Konzept der Wissensgesellschaft und das Verständnis von Wissen in diesem Modell noch schwammig und unpräzise.

Zwar kann im Rahmen dieser Arbeit nicht zur Schärfung des Konzepts der Wissensgesellschaft beigetragen werden. Trotzdem ist es möglich – und notwendig – an dieser Stelle eine Zusammenschau einiger sozialwissenschaftlich relevanter Positionen darzustellen, auch wenn diese keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben kann.

¹¹ Vgl. Law 2006: 441

¹² Law 2006: 441

Der Begriff der ‚Wissensgesellschaft‘ und des ‚Wissensarbeiters‘ wurde in den 1960er Jahren von Peter Drucker¹⁵ eingeführt und von Daniel Bell¹⁴ Mitte der 1970er Jahre aufgegriffen und als Perspektive der postindustriellen Gesellschaft beschrieben. Er identifiziert die zentrale Stellung des theoretischen Wissens und die zunehmende Wissenschaftsabhängigkeit als zentrale Merkmale der (Wissens-) Gesellschaft der 1960er und 1970er Jahre, die Martin Heidenreich zusammenfassend als „verwissenschaftlicht“, „dienstleistungszentriert“ und „akademisiert“¹⁵ charakterisiert.

In den 1980er und 1990er Jahren wurde der Begriff der Wissensgesellschaft häufig aufgegriffen¹⁶ und entwickelte sich schließlich zum Schlüsselkonzept, um gesellschaftliche Veränderungen zu beschreiben.¹⁷ Am Anfang des einundzwanzigsten Jahrhunderts lässt sich eine weitere Verschiebung feststellen, die im Begriff der ‚Wissensökonomie‘ ihren Niederschlag findet.

„When looking at the more recent policy documents now being released, the concept of knowledge society has moved to the back-stage leaving prominence to a different notion, that of **knowledge economy**. [...] At present, the emphasis is centred on the economic role both of knowledge and of knowledge workers [...]“¹⁸

Die Entstehung einer Wissensgesellschaft spielt in der politischen Rhetorik auf nationaler und europäischer Ebene eine zentrale Rolle, vor allem verbunden mit den globalen Trends, von denen Wissenschaft und Technologie beeinflusst werden.¹⁹

Spätestens seit der Verlautbarung der Europäischen Union auf dem Gipfel von Lissabon, die EU bis spätestens 2015 zum „wettbewerbsfähigsten und dynamischsten wissensbasierten Wirtschaftsraum in der Welt“²⁰ zu entwickeln, werden die Konzepte der Wissensgesellschaft respektive Wissensökonomie in vielen Kontexten ausführlich diskutiert und politisch genutzt. Als zentraler Wert steht das ‚Wissen‘ als schwer fassbares Element im Mittelpunkt dieser Konzeption.

¹⁵ Drucker: 1959

¹⁴ Bell 1973

¹⁵ Vgl. Heidenreich 2003: 36

¹⁶ Vgl. Stehr 2001, Weingart 2003

¹⁷ Vgl. Felt/ Glanz 2005: 36

¹⁸ Felt/ Glanz 2005: 36f, Hervorhebung im Original

¹⁹ Vgl. Felt/ Glanz 2005: 36

²⁰ Vgl. http://www.consilium.europa.eu/ueDocs/cms_Data/docs/pressdata/de/ec/00100-r1.d0.htm

„Wissen“ – definiert als Humankapital, investiert in hoch qualifizierte Arbeitskräfte, sowie als Theoriekonzepte (oder jedenfalls als systematisierte Daten) – ist zur Schlüsselressource geworden, die über den Wettbewerbserfolg in globalen Märkten entscheidet.“²¹

Ein weiteres Merkmal der ‚Wissensgesellschaft‘ ist das Aufweichen zwischen den differenzierten Segmenten der Gesellschaft, was es schwieriger macht, Wissenschaft als ein selbstständiges Subsystem der Gesellschaft zu betrachten.²² So beschreiben zum Beispiel Etzkowitz und Leydesdorff die Bereiche der Universität, der Industrie und des Staats als „Triple Helix“²³, deren Elemente immer mehr ineinander fließen und einander durchdringen.

Aufgrund der Vielzahl an Positionen zum Konzept der Wissensgesellschaft gibt es keine einheitliche sozialwissenschaftliche Interpretation des Begriffes und der beobachtbaren Tendenzen. Da der Begriff der Wissensgesellschaft (noch) nicht scharf genug gefasst ist spricht sich zum Beispiel Weingart gegen eine Polarisierung der Begriffe und Beschreibungen aus.²⁴

„Der Begriff der Wissensgesellschaft und die Frage, ob es sich um einen bereits realisierten neuen Gesellschaftstypus handelt, oder ob der Begriff eher ein Schlaglicht auf spezifische Tendenzen wirft, bilden jedoch einen fruchtbaren Kristallisationspunkt für die Präzisierung der Rolle der Wissenschaft in der Gesellschaft unterer post-industriellen Bedingungen. Vor allem ergibt sich eine neue analytische Perspektive.“²⁵

Eine zentrale Rolle innerhalb der Wissensgesellschaft kommt den Universitäten zu, da sie das wichtigste Gut der ‚neuen Gesellschaft‘ produzieren: Wissen. Zwar sind sie nicht die einzigen Orte, an denen Wissen entsteht, doch sie sind (nach wie vor) wichtige Akteure im Netzwerk der ‚Wissensorganisationen‘ (zu denen unter anderem außeruniversitäre Forschungseinrichtungen, Industrielabors, Fachhochschulen, Privatuniversitäten, etc. zählen).

Neben den Begründungen für eine Wissensgesellschaft oder -Ökonomie werden auch mehrere Stimmen laut, die sich gegen die Hegemonie und zu breite Verwendung dieser

²¹ Nowotny et al. 2005: 23

²² Nowotny et al. 2005: 78

²³ Etzkowitz/ Leydesdorff 2000

²⁴ Vgl. Weingart 2003: 135

²⁵ Weingart 2003: 135

Konzepte aussprechen. Zusammenfassend lassen sich zumindest zwei Vorwürfe an die Theorie der Wissensgesellschaft herauslesen:

Zum einen wird der Begriff von einigen AutorInnen als zu schwammig und unpräzise angesehen, um mit ihm wirklich analytisch operieren zu können.²⁶

„Die Mehrzahl dieser Zielsetzungen orientiert sich dabei an den unscharfen Konturen der so genannten Wissensgesellschaft (oder zumindest einer wissensbasierten Ökonomie) und spiegelt deren unbestimmte Inhalte wieder.“²⁷

Zum anderen wird von einigen Seiten der Vorwurf erhoben, dass das Konzept der Wissensgesellschaft eher politischer als sozialwissenschaftlicher Natur sei.²⁸ Zumindest lässt sich festhalten, dass es in der politischen Arena weitaus enthusiastischer aufgenommen wurde als in der akademischen.

„Whereas many politicians welcome such developments, universities nourish more ambivalent feelings on their potential impact. The use of the knowledge economy as guiding paradigm is thus perceived as a threat to the autonomy of the university [...].“²⁹

Unabhängig von ihrem Label macht sich die Wissensgesellschaft oder –ökonomie jedoch unbestreitbar auf universitärer Ebene bemerkbar, was in den folgenden Kapiteln näher ausgeführt werden soll.

„Making the knowledge economy the basic paradigm for the reform of the university system has also brought about concrete shifts in quality assessment and assurance procedures.“³⁰

So kann nicht zuletzt die Einführung managerialer Steuerungsinstrumente wie der Wissensbilanzierung als diesbezügliche Tendenz gewertet werden.

II.2. Die Universität im Wandel: Neue Erwartungen und Aufgaben

Vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Veränderungen im Zuge der Wissensgesellschaft und dem Verwischen der Grenzen zwischen Politik und

²⁶ Weingart 2003, Nowotny et al. 2005

²⁷ Nowotny et al. 2005: 76

²⁸ Weingart 2003, Shinn 2002

²⁹ Felt/ Glanz 2005: 39

³⁰ Felt/ Glanz 2005: 42

Wissenschaft wird auch das Problem des Verhältnisses zwischen Staat und Universität wieder aktuell.

Die Regierung hat als Geldgeberin ein Interesse an einer leistungsfähigen, qualitativ hochwertigen und international angesehenen Wissenschaft. Daher stellt sich aus dieser Perspektive die Frage nach der Messbarkeit von Qualität, sowie jene nach der Steuerbarkeit von wissenschaftlichen Entwicklungen durch den Staat⁵¹.

Die Problematik, in welchem institutionellen Rahmen der Staat die Wissenschaft fördern soll und kann und inwiefern Forschung von staatlicher Seite aus überhaupt planbar ist⁵², ergab sich jedoch nicht erst zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts. Bereits in den 1930er Jahren gab es erstmals große Auseinandersetzungen zu der Frage, ob es besser sei, die Wissenschaft von außen zu steuern, um einen größtmöglichen Nutzen für die Gesellschaft zu erhalten, oder ob sie sich am besten entfalte, wenn ihr weitgehende Autonomie gewährt werde.⁵³

Vor allem verschlechterte finanzielle Bedingungen für das Wissenschaftssystem in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren hatten zur Folge, dass Staaten weniger dazu bereit waren, das Wissenschaftssystem so intensiv zu finanzieren wie bisher. Es wurden höhere Effizienz, Wirtschaftlichkeit und die Rechtfertigung der Ausgaben eingefordert, was zur Diskussion neuer Modelle führte, die durch Reformen in vielen Staaten auch umgesetzt wurden. Diese Veränderungen betrafen hauptsächlich die universitären Organisations- und Managementstrukturen. Dabei wurden zum Teil betriebsähnliche Organisationsformen gewählt, die eine verstärkte strategische Planung vorsahen.⁵⁴ Zentrale Schlagworte, die den wissenschaftspolitischen Diskurs und die Reformdiskussion der Forschungs- und Universitätssysteme der 1990er Jahren dominierten, waren Qualitätserfassung und -kontrolle sowie Marktorientierung, internationale Wettbewerbsfähigkeit, Effizienz und Wirtschaftlichkeit.⁵⁵

⁵¹ Vgl. Felt et al. 1995: 210

⁵² Vgl. Felt et al. 1995: 209

⁵³ Vgl. Felt et al. 1995: 213

⁵⁴ Vgl. Felt et al. 1995: 231f

⁵⁵ Vgl. Felt et al. 1995: 235

In diesem Kontext wurde unter dem Schlagwort der *Autonomie* ein neuer Gesellschaftsvertrag zwischen Staat und Universität ausgehandelt, wobei jedoch das Verständnis des Begriffs, der der Diskussion zugrunde liegt, sehr unscharf ist. So wird auf wissenschaftlicher beziehungsweise universitärer Seite Autonomie als Grundwert verstanden, der sich in der eigenständigen Entscheidungsmacht über die Grenzen des eigenen Terrains, des internen Wertesystems, der Zulassungskriterien, der Art der Beziehungen zur Umwelt und in der Verantwortung für das eigene Handeln ausdrückt. Allerdings wird in der Diskussion Autonomie oft als technokratisches Steuerungsinstrument gehandelt, welches die Entscheidungsfähigkeit der Universitäten eher reduziert (z.B. bezüglich der strategischen Planung) und eine Diversifizierung der Abhängigkeiten hervorruft.³⁶ Ein Leitgedanke dabei ist die Idee des „Managements“ des Hochschulbereichs, die sich auch dadurch ausdrückt, dass die Verhandlungen rund um die Autonomie der Universitäten zu einem großen Teil entlang „ökonomischer“ Gesichtspunkte geführt werden, was von Helga Nowotny et al. als Teil eines „Geschäfts“-Diskurses³⁷ bezeichnet wird. (Dieser ersetzt der Darstellung zufolge den bis dato geführten Diskurs, dass der innere Motor der Wissenschaft von einer gewissen Ethik angetrieben und auch stabilisiert wird.) Unklar bleibt, um welche Art von Autonomie es sich eigentlich handelt und wer sich diese zu Nutzen machen kann.

Der „alte Gesellschaftsvertrag“ zwischen Wissenschaft und Gesellschaft basierte auf dem institutionalisierten Vertrauen in die selbstregulativen Mechanismen der Wissenschaft, die den sorgsamsten Umgang mit öffentlichen Geldern und die Wahrung des öffentlichen Interesses gewährleisteten.³⁸ Grundlegende Veränderungen im Zuge der „knowledge economy“ machen sich jedoch auch im Hochschulsystem bemerkbar:

„These range from the partial retreat of the State as main supporter of the university (science) system, to an increase in the entrepreneurial character of research and higher education institutions, the growing flexibility of personnel structures, the diversification of financial resources, the adaption of curricula to labour market requirements and above all the call for new forms of quality assessment“³⁹

³⁶ Vgl. Felt, Folie zur Vorlesung: Einführung in die Wissenschaftsforschung III, Einheit 10.10.2006, www.univie.ac.at/virusss

³⁷ Vgl. Nowotny et al. 2005: 36

³⁸ Vgl. Maasen/ Weingart 2006: 19

³⁹ Felt/ Glanz 2003: 14

Ulrike Felt und Michaela Glanz betonen in einer explorativen Studie⁴⁰ in mehreren europäischen Ländern zur Lage der Universitäten besonders drei Aspekte:

1) Die *Erwartungen*, die Gesellschaften in Bezug auf Universitäten als wissensproduzierende Institutionen haben. 2) Die *Art des Wissens*, das produziert wird und *wie* es produziert wird. 3) Das neue *Netzwerk* von Akteuren, in dem sich die Universitäten positionieren müssen.⁴¹

Im Kontext der oben beschriebenen gesellschaftlichen Veränderungen schien eine Erneuerung des alten Vertrages also in vielerlei Hinsicht notwendig zu sein.

„Der new deal zwischen Wissenschaft und Gesellschaft beruht auf der Idee, das vormalige Vertrauen auf institutioneller Ebene durch kontrollierbare Verantwortlichkeiten zu ergänzen. Universitäten sollten als sich selbst steuernde organisationale, unternehmerisch funktionsfähige Einrichtungen auf einem universitären Markt agieren.“⁴²

Eine Maßnahme, um diese Ziele zu erreichen, ist die universitäre Rechnungslegung, welche die Europäische Hochschulvereinigung als neue Norm formuliert: „Der Fortschritt verlangt, dass Europäische Universitäten ermächtigt werden, aufgrund der Leitprinzipien von Autonomie und Rechenschaftslegung sich selbst zu steuern.“⁴³

„Kurz: Universitäten werden in die Lage versetzt, wie Unternehmen zu handeln, sich selbst zu managen, marktgerecht zu positionieren und gegenüber der Öffentlichkeit Rechenschaft abzulegen.“⁴⁴

„Rechenschaftslegung“ (Accountability) bedeutet im Fall der Universitäten eine Offenlegung ihrer Finanzgebarung mit dem Ziel, diese durch einen Vergleich zwischen erbrachter Leistung und getätigten Ausgaben einer öffentlichen Kontrolle zu unterziehen und weitere Finanzierungen zu erhalten.⁴⁵ Dies führte zu einer „managerial revolution“ des Hochschulsystems, durch die Praktiken aus dem ökonomischen Bereich in das Hochschulwesen eingeführt wurden, vor allem die klassischen Größen des unternehmerischen Agierens: Rechenschaftslegung, Transparenz und Effizienz.⁴⁶ Die

⁴⁰ Felt/ Glanz 2003

⁴¹ Vgl. Felt/ Glanz 2003: 14f

⁴² Maasen/ Weingart 2006: 20

⁴³ EUA 2001: 7, zitiert nach Maasen/ Weingart 2006: 22

⁴⁴ Maasen/ Weingart 2006: 23

⁴⁵ Vgl. Felt et al. 1995: 285

⁴⁶ Vgl. Maasen/ Weingart 2006: 20

unterschiedlichen Formen der Steuerung von Wissenschaft wurden in vielfacher Weise kommentiert und kritisiert, stellvertretend sei ein Zitat von Helga Nowotny et al. genannt, das einige der Positionen auf einen Nenner bringt:

„Diese Systeme, die zuweilen unter dem Namen „New Public Management“ angepriesen werden, haben auch die Vorstellungen über institutionelle Autonomie verändert: Normative Freiheit wurde oftmals in subtiler Weise umdefiniert in operationales Ermessen.“⁴⁷

Sabine Maasen und Peter Weingart benennen diese neue Form der Hochschule die „unternehmerische Universität“⁴⁸. Ulrike Felt und Michaela Glanz beschreiben jene nicht nur rhetorische Verschiebung folgendermaßen:

„Finally, the way higher education is conceptualised and the terminology that dominates the general rhetoric of the **university** is clearly that of **an enterprise**. We speak about input/output relations, efficiency and improving university-industry relationships.“⁴⁹

Parallel zu dem wissenschaftspolitischen Wandel veränderten sich auch die *Produktionsbedingungen* innerhalb des universitären Feldes radikal. Diesen Prozess beschreiben Michael Gibbons et al. durch die Konzeption zweier verschiedener Modi der Wissensproduktion, „Mode 1“ und „Mode 2“, die jeweils Ausdruck gewisser wissenschaftlicher Tendenzen sind.⁵⁰

Die Mode 1 Wissenschaft zeichnet sich dieser Darstellung zufolge dadurch aus, dass Probleme in einem Kontext bearbeitet und gelöst werden, der hauptsächlich die Interessen der akademischen Gemeinschaft betrifft. Das Erkenntnisinteresse und die Erkenntnisproduktion finden innerhalb disziplinärer Grenzen statt, was eine institutionelle Homogenität und Stabilität sowohl voraussetzt als auch hervorruft. Damit einher geht eine hierarchische Organisationsstruktur mit klaren Ein- und Ausschlussmechanismen.

⁴⁷ Nowotny et al. 2005: 37

⁴⁸ Maasen/ Weingart 2006: 21

⁴⁹ Felt/ Glanz 2003: 64, Hervorhebungen im Original

⁵⁰ Für die Darstellung der beiden Modi vgl. Gibbons et al. 1994: 03f

Im Gegensatz dazu steht die Mode 2 Wissenschaft im Kontext der Anwendung, was einen breiteren gesellschaftlichen Referenzrahmen und die Partizipation neuer Akteure zur Folge hat. Zum einen, da die Bewertung der Wissenschaft auch „externen“ Kriterien ausgesetzt ist, wie z.B. ökonomischer Rentabilität, industrieller Verwertbarkeit und gesamtgesellschaftlichem Nutzen, zum anderen, weil sie viel stärker transdisziplinär organisiert ist, was einen teilweisen Einschluss oben genannter Bezugsgruppen bedeutet. Sie ist also durch heterogene Strukturen gekennzeichnet, die durchlässiger und weniger hierarchisch organisiert sind.

Beide Modi existieren der Darstellung nach nicht getrennt voneinander, sondern befinden sich in einem fließenden Übergang, in dem beide Funktionsweisen zur Anwendung kommen. Ein bedeutender Unterschied der beiden Szenarien liegt darin, dass das in Modus 1 produzierte Wissen vor allem innerhalb des akademischen Feldes zirkuliert und daher auch für dieses von Relevanz sein muss. Die „Wissensproduktion“ im Sinne des Modus 2 zielt jedoch auf einen größeren Rahmen ab, der von einer Vielzahl von gesellschaftlichen Akteuren eingefordert wird. Wissenschaftliche Erkenntnis soll sich anhand von Lösungsangeboten orientieren, die die aktuellen gesellschaftlichen Probleme betreffen. Im Kontext der „Vergesellschaftlichung“ von Wissenschaft spricht Helga Nowotny von der Erzeugung „sozial robusten Wissens“⁵¹, das für ein erweitertes Netzwerk von InteressentInnen Relevanz besitzt.

Ein weiterer Aspekt des Zusammenrückens wissenschaftlicher, gesellschaftlicher und ökonomischer Sphären drückt sich durch die Idee der *Governance* aus.

„The governance of science was supposed to work in close interaction with civil society in order to ensure a fruitful co-evolution of science and society.“⁵²

Neue Formen der Steuerung von Wissenschaft sollen also auf der einen Seite die Einbeziehung weiterer Bezugsgruppen in den Prozess der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion ermöglichen, andererseits kann sie als eine Reaktion auf den oben beschriebenen Wandel gesehen werden, dem neue Formen der Regulierung auf den Fuß folgen. Diese entpuppen sich allerdings jedoch teilweise als rein externe Kontrollen,

⁵¹ Nowotny 2003

⁵² Felt/ Glanz 2005: 36

was unter anderem durch den Verweis auf die bereits etablierten wissenschaftlichen Kontrollmechanismen vielfach kritisch kommentiert wird.

„Das wissenschaftliche System ist bereits durch seine epistemischen (z.B. organisierter Skeptizismus) und nicht-epistemischen Werte (z.B. Gemeinwohlorientierung) ebenso wie durch eine Vielzahl von Prozeduren der Selbstkontrolle charakterisiert. Das gilt speziell für die Forschung, die ohnehin schon durch ‚peer-review‘ ex ante (Forschungsanträge) bis zum Endprodukt (Artikel) interner Validierung unterliegt.“⁵³

II.3. Audit Society: Die „gläserne“ Wissenschaft

Vor dem Hintergrund der oben beschriebenen Entwicklungen stellt sich die Frage nach der Messung wissenschaftlicher und universitärer Qualität in verstärktem Maße. Seit den frühen 1960er Jahren wird, ausgehend von den USA, eine Evaluierungsdiskussion geführt, die sich im Spannungsverhältnis zwischen Politik und Wissenschaft bewegt.⁵⁴ Ausgehend von einem neu entstandenen Bewusstsein über die enormen Wachstumsprozesse des Wissenschaftssystems entstand der Zweifel, ob diese Zunahme auf Dauer aufrecht erhalten werden kann. Derek de Solla Price formulierte daraufhin die Forderung, wissenschaftliche Methoden auf den Bereich der Wissenschaft selbst anzuwenden und sie zu „vermessen“, um Hypothesen und Prognosen über ihre Entwicklung abgeben zu können.⁵⁵ Grundlegend war die Idee, dass es sich dabei um „objektive“ Verfahren handle, die sich in ein Szenario der Abbildung von wissenschaftlicher Leistung übersetzen lassen.

Mit dem Ziel, messbare Indikatoren für das Wissenschaftssystem entwickeln zu können, gründete Eugene Garfield 1961 das „Institute for Scientific Information“ in Philadelphia. Hier wurde die Entwicklung des so genannten „Science Citation Index“ für die Natur-, beziehungsweise des „Social Science Citation Index“ für die Sozialwissenschaften vorangetrieben. Diese größte EDV-gestützte Sammlung von

⁵³ Maasen/ Weingart 2006: 40

⁵⁴ Vgl. Felt et al. 1995: 236

⁵⁵ De Solla Price 1963

bibliographischen Informationen weltweit umfasst einen Großteil der Publikationsdaten im wissenschaftlichen Sektor und kann anhand verschiedener Methoden, die unter „Bibliometrie“ und „Szientometrie“ subsummiert werden, analysiert und untersucht werden.⁵⁶

Fast zeitgleich unterschied Alvin Weinberg zum ersten Mal zwischen wissenschaftsinternen und –externen Entscheidungsgrundlagen⁵⁷ und betonte die Rolle der Wissenschaft für andere Gesellschaftsbereiche, was die Evaluierung zum wissenschaftspolitischen Instrument werden ließ. Bei der Diskussion um die externe Bewertung von Wissenschaft stand in der Folge die Entwicklung von so genannten Wissenschaftsindikatoren im Zentrum.⁵⁸

Grundsätzlich werden bei der „Bewertung“ von Wissenschaft zwei Ansätze unterschieden:

- qualitative Verfahren durch Peer Review-Mechanismen und
- quantitative szientometrische Methoden.

Erstere bestehen aus einem persönlichen Urteil und einer fachlichen Einschätzung von Seiten der WissenschaftlerkollegInnen, zweitere ziehen vor allem die Publikation als das Maß für die Qualität wissenschaftlicher Arbeit heran. Während Peer Reviews inhaltliche und fachliche Einschätzungen gewährleisten sollen, ist es mittels szientometrischer Verfahren möglich, Daten wie die Häufigkeit der Zitationen zu erfassen, um damit zum Beispiel eine Aussage über die Reichweite eines Artikels machen zu können. Eine zentrale Rolle hierbei spielt auch der Impact-Faktor einer Zeitschrift, der einen Maßstab für ihre wissenschaftliche Qualität und Wichtigkeit setzen soll.⁵⁹

⁵⁶ Vgl. Felt et al. 1995: 237

⁵⁷ Weinberg 1963

⁵⁸ Vgl. Felt et al. 1995: 238

⁵⁹ Dieser setzt sich zusammen aus A) der Gesamtsumme aller Zitate in einer Zeitschrift in einem Jahr x; B) Zitaten von Artikeln, welche zwei Jahre vor dem Jahr x zitiert wurden (B ist also eine Teilmenge von A); und C) der Gesamtzahl der in den zwei Jahren vor dem Jahr x publizierten Artikel, wobei der Impact Faktor gleich B/C ist. Vgl. Felt, Folie zur Vorlesung: Einführung in die Wissenschaftsforschung III, Einheit 14.11.2006, www.univie.ac.at/virusss

Ergänzend zu den oben beschriebenen Szenarien wurde eine Vielzahl von Evaluierungsinstrumenten entwickelt, die nicht nur dazu dienen, die Qualität „wissenschaftlicher Arbeit“ zu beurteilen, sondern die auch die Qualität (und Quantität) *universitärer* Tätigkeiten abbilden sollen. Dazu gehören mehr als die rein forschenden Aktivitäten, die mittels des „Science Citation Index“ (mehr oder weniger gut) bewertet werden können. Sie beinhalten zu einem beträchtlichen Teil auch Lehraufgaben und Verwaltungstätigkeiten – wenn man nach wie vor das Humboldt'sche Modell der Zusammengehörigkeit von Forschung und Lehre für die Universitäten voraussetzt.

Ein Versuch, Evaluationstätigkeiten zu typologisieren, stammt von Martin Trow⁶⁰, der zwei grundlegende Parameter unterscheidet, *Ziel* und *Auslöser* der Bewertung. Er unterteilt beide in jeweils zwei Ausprägungen (unterstützend/bewertend und intern/extern), was vier verschiedene Typen ergibt:

- I) interne unterstützende Begutachtung,
- II) interne bewertende Begutachtung,
- III) externe unterstützende Begutachtung und
- IV) externe bewertende Begutachtung⁶¹.

Die Wissensbilanzierung lässt sich am ehesten innerhalb des Typus IV) ansiedeln, wobei sie unter Umständen gleichzeitig als externe und interne bewertende Begutachtung gelten kann, da sie sowohl innerhalb der Universität als Steuerungsinstrument und als Managementtool für die Direktion benutzt wird, andererseits jedoch als Bewertungsgrundlage in den Gesprächen zur Leistungsvereinbarung mit dem Ministerium dient.

⁶⁰ Darstellung nach Felt et. al. 1995: 239f

⁶¹ Die Beschreibung des Typus IV) „externe bewertende Begutachtung“ lautet: „Darunter fallen etwa Evaluationen durch Ministerien oder andere Geldgeber. Die dabei angewandten Kriterien werden also zu Werkzeugen für Management und Kontrolle. Dadurch entstehen vielfach starker Druck und Spannungen, die dazu führen, dass mehr auf den äußeren Schein und die Präsentation der Leistungen als auf die tatsächliche wissenschaftliche Arbeit Wert gelegt wird. Es geht darum, den „Gegner“ zu überzeugen, denn hier werden ganz grundlegende Entscheidungen – wie die der Ressourcenvergabe – gefällt.“ Zitiert nach Felt et. al. 1995: 240

Der Versuch der „Vermessung“ und „Indikatorisierung“ der Wissenschaft, verbunden mit der Vorstellung, dadurch Prognosen über ihre zukünftige Entwicklung abgeben zu können und eine „wissenschaftliche Prosperität“⁶² festzustellen, ist jedoch relativ umstritten. Erstens zeigen sich wirtschaftliche Auswirkungen, zum Beispiel in der Grundlagenforschung, erst Jahrzehnte später und auf sehr verschlungenen Pfaden.⁶³ Zweitens ist die Messung anhand von Zahlen längst nicht so „objektiv“ wie behauptet, sondern beinhaltet Werte und Normen, die durch sie transportiert und verfestigt werden.

„This often leads to the fact that accountability is understood and implemented not as a process of negotiation between universities and the representatives of society, but merely as a technical exercise to be evaluated through the use of a clear and rigid set of indicators. However, indicators also have their histories and values, and reducing accountability and evaluation to a purely technical exercise means silencing debate about the hidden values behind some of the provisions that are put in place (Felt 1999).“⁶⁴

Diese Stabilisierung führt dazu, dass sich Personen innerhalb des Systems stark an diesen Maßzahlen orientieren (müssen), was zu Anpassungstendenzen und „Mainstream“-Verhalten bezüglich wissenschaftlicher Entscheidungen führen kann. Gleichzeitig sehen sich jene Disziplinen und AkteurInnen benachteiligt, deren wissenschaftliche Kommunikationsformen nicht jenen der Beurteilungskriterien entsprechen. Jedoch sind auch die qualitativen Formen der Qualitäts-„Messung“ in Form von Peer Review-Mechanismen nicht frei von problematischen Elementen. Die Tatsache, dass diejenigen Personen, die miteinander im Wettbewerb stehen, sich auch gegenseitig bewerten (wodurch Tendenzen wie gegenseitige Bevor- oder Benachteiligung, Zitationszirkel, etc. entstehen können), wird allgemein als heikel beurteilt.⁶⁵

Im Zuge der Ökonomisierung immer weiterer gesellschaftlicher Sphären und der damit einhergehenden neoliberalen Tendenzen sind weitere Vokabeln und Praktiken aus dem Management-Bereich ins akademische Feld übergeschwappt.

⁶² Felt et. al. 1995: 228

⁶³ Vgl. Felt et. al. 1995: 229

⁶⁴ Felt/ Glanz 2003: 30f

⁶⁵ Siehe z.B. Wenneras/ Wold 1997

Eine davon, die im dargestellten Zusammenhang Wichtigkeit erlangt, ist das so genannte „Audit“ oder „Monitoring“, das Überprüfen von erbrachter Leistung nach Indikatoren, wobei auch die Wissensbilanzierung in dieser geistigen Tradition steht.

Am Arbeitsplatz Universität scheint der laut Strathern „allgegenwärtig“ wirkende Konsens über Ziele, Gründe und Prozesse des Agierens über den doppelten „passage point“ der ökonomischen Effizienz und der „good practice“ hergestellt zu werden.⁶⁶ Wissenschaftliches Handeln sollte also einerseits ökonomisch effizient (was immer das auch im konkreten Fall heißt), andererseits nach bewährten und anerkannten Vorbildern und Praktiken geschehen. Eine Gewährleistung von Effizienz und good practice findet dieser Logik zufolge durch die bestmögliche „Performance“ der jeweiligen Indikatoren und Parameter statt.

Marilyn Stratherns Überlegungen zufolge kann sich der Staat, indem er die Praktiken explizit macht, nach denen Personen sich selbst überprüfen (z.B. das Zitations-System in der Wissenschaft), auf die Position zurückziehen, in der nur noch die Indikatoren überprüft werden, die bei der Leistungsmessung eine Rolle spielen⁶⁷. Nach ihrer Darstellung ist es weniger das Interesse des Staates, in Alltagsentscheidungen und –routinen einzugreifen, sondern sicher zu gehen, dass es interne Kontrollen in Form von Monitoring-Prozessen gibt, die die Personen dazu anhalten, sich selbst zu überwachen:

„[...] the accompanying rhetoric is likely to be that of helping (monitoring) people help (monitor) themselves, including helping people get used to this new culture.“⁶⁸

Der Aspekt der Selbstbeobachtung ist eine der Kernaussagen im Konzept der „Audit Society“, das von Michael Power eingeführt wurde:

„On this view the internal control system is a form of structured self-observation.“⁶⁹

In einer „Gesellschaft der Selbstbeobachtung“ scheint „Transparenz“ oft zum äußeren Zeichen von Integrität stilisiert zu werden, wobei SozialwissenschaftlerInnen beschreiben, dass als Folge der Selbstbeobachtung auch eine Adaption des Handelns an

⁶⁶ Vgl. Strathern 2000: 1

⁶⁷ Vgl. Strathern 2000: 4

⁶⁸ Strathern 2000: 4

⁶⁹ Power 1997: 83

die vorgegebenen Direktiven geschieht.⁷⁰ Somit führt die Selbstbeobachtung nicht nur zu „neutraler Dokumentation“ sondern wirkt durch die Effekte der Sichtbarmachung und des Vergleichs als Handlungsanreiz, den vorgegebenen Zielen möglichst nahe zu kommen. Daher kann beobachtet werden, dass die Effektivität von Organisationen im Auditing-Prozess nicht unbedingt „nur“ gemessen und bestätigt wird, sondern dass sie durch und um den Prozess herum konstruiert wird:

„[...] the audit of efficiency and effectiveness is in fact a process of defining and operationalizing measures of performance for the audited entity. In short the efficiency and effectiveness of organizations is not so much verified as constructed around the audit process itself.“⁷¹

Marilyn Strathern betont, dass Evaluationsmaßnahmen immer auch soziale Konsequenzen haben, da sie Zeit, Personal und Ressourcen verbrauchen. Trotzdem werden Auditmaßnahmen meist als „normale“, unumgängliche Aspekte des bürokratischen Prozesses angesehen. Erst wenn man sie in einem größeren Zusammenhang sieht, nehmen sie die Konturen von kulturellen Artefakten⁷² an (siehe Kapitel II.4 Boundary Object). Für die betroffenen Personen scheint es im Alltag schwierig, diese Maßnahmen zu hinterfragen oder kritisch zu kommentieren, da diese vor dem Hintergrund der vielfältigen Arbeitsprozesse oft „unsichtbar“ wirken.

In diesem Sinne kann auch die Wissensbilanz als ein Monitoring-Instrument gesehen werden, das seinen Beitrag zur „audit culture“ leistet, indem sich die Universitäten und ihre Angehörigen einer Selbst- und Fremdprüfung unterziehen, die „interne“ Selbstdisziplin mit „externer“ Kontrolle verbindet.⁷³

II.4. Boundary work und boundary object: ein Gebiet wird neu vermessen

An dieser Stelle gilt es, zwei Konzepte einzuführen – boundary work und boundary object – die eine Klammer um die bisherigen Ausführungen bilden und um den Aspekt

⁷⁰ Vgl. Strathern 2000: 2

⁷¹ Power 1997: 51

⁷² Vgl. Strathern 2000: 2

⁷³ Vgl. Nowotny et al. 2005: 62

des Verhandeln, der „Grenzarbeit“ erweitern. Sie ermöglichen es, sozialen Wandel sichtbar zu machen und darzustellen, wie Individuen und Organisationen mit ihm umgehen.

Noch deutlicher als im Konzept der Wissensgesellschaft formuliert, beschreibt Thomas Gieryn die Wissenschaft der westlichen Gesellschaften als *die* realitätsdefinierende kognitive Autorität schlechthin:

„Science is next to being *the* source of cognitive authority: anyone who would be widely believed and trusted as an interpreter of nature needs a license from the scientific community.“⁷⁴

Obwohl dies wohl noch immer gelten mag und die Wissenschaft weiterhin eine Vormachtrolle bezüglich der Erkenntnis über die Welt innehat, ist diese Position weder stabil noch unangefochten. Tendenzen wie die oben beschriebenen (Wissensgesellschaft, Audit Society, etc.) lassen immer wieder Adaptionen innerhalb des wissenschaftlichen Feldes notwendig werden, die sich als kurzfristige Neuerungen und langsame Veränderungen auf vielen Ebenen niederschlagen. Wenn die Wissenschaft und das, was sie ausmacht, in Frage gestellt oder zumindest einem neuen Rechtfertigungsdruck ausgesetzt wird, muss sie sich neu konstituieren und bestätigen. Dieser Prozess wird als „boundary work“ beschrieben. Boundary work besteht Gieryn zufolge darin, Grenzen zu verhandeln, die sich auf ausgewählte Charakteristiken und Kriterien beziehen, die als „wissenschaftlich“ oder „nicht-wissenschaftlich“ gelten, wie zum Beispiel die Selektion des involvierten Personenkreises, der Methoden, der Art des Wissens, der Werte und der Arbeitsorganisation.⁷⁵ Boundary work findet rund um die Aushandlung der Grenzen der Autorität der Wissenschaft statt, wobei unter anderem Glaubwürdigkeit, also in Folge auch die Legitimierung nach außen, sowie die Zuteilung von materiellen Ressourcen verhandelt werden:

„Boundary-work occurs as people contend for, legitimate, or challenge the cognitive authority of science – and the credibility, prestige, power, and material resources that attend such a privileged position.“⁷⁶

⁷⁴ Barnes/ Edge 1982: 2, zitiert nach Gieryn 1995: 405

⁷⁵ Vgl. Gieryn 1995: 405

⁷⁶ Gieryn 1995: 405

Gieryn beschreibt die Wissenschaft als einen Raum, der seine Autorität von und durch die „episodischen Verhandlungen“ („episodic negotiation“⁷⁷) seiner flexiblen und kontextuell veränderbaren Grenzen und Territorien bezieht. Das heißt, die Frage nach dem Spielraum der Wissenschaft wird immer wieder aufs Neue aufgeworfen, da die Grenzen und Zuständigkeiten als kontingent beschrieben werden und somit zu jedem Zeitpunkt auch anders möglich und denkbar sind.

Die Autorität von Wissenschaft wird Gieryn zufolge dadurch reproduziert, dass der ursprünglich „leere Raum“, der mit neuer Bedeutung zu versehen ist, von verschiedenen Seiten mit unterschiedlichen, jeweils bedeutungsvollen Charakteristika gefüllt wird. Diese werden langsam zu einer „kulturellen Landkarte“ entwickelt, die die Interessen der beteiligten Parteien vertritt, falls sie allgemein akzeptiert wird. Durch die „boundary work“, das Verhandeln und Neu-Verhandeln von Grenzen, werden immer neue „Landkarten“ erstellt, alte Landkarten hingegen korrigiert oder verworfen.

„Put in another way, the authority of science is reproduced as agonistic parties fill in the initially empty space with variously selected and attributed characteristics, creating a cultural map that, if accepted as legitimate, advances their interests.“⁷⁸

Zwar stößt das Instrument der Wissensbilanzierung mit seinem ökonomisch motivierten Hintergrund und dem Anspruch, Wissenschaft zu „vermessen“, nicht auf einen „leeren Raum“, trotzdem kann die Wissensbilanzdebatte als eine „episodische Verhandlung“ und damit als ein Beitrag zur Auseinandersetzung mit der Gültigkeit von Grenzlinien der Wissenschaft interpretiert werden.

„Der Prozeß der Definition von Wissenschaften, die Kartierung ihres Territoriums im öffentlichen Raum, der Aufbau und die Umgestaltung ihres Images, das für eine bestimmte Epoche und eine bestimmte Gelegenheit zurechtgeschneidert wird, all das ist Teil der „Grenzarbeit“. Und Wissenschaftler sind als „Grenzarbeiter“ aktiv an solchen Unternehmungen beteiligt, da dies integraler Bestandteil ihrer wissenschaftlichen Bemühungen ist.“⁷⁹

Wichtig ist laut Gieryn nicht, den Blick auf die „Gewinner“ der erfolgreichen boundary work zu richten, sondern darauf, welche *Ergebnisse* der Prozess zeitigt – auch wenn diese wiederum vorübergehender Natur sein werden. „Crucially, the „essential features“ of

⁷⁷ Vgl. Gieryn 1995: 405

⁷⁸ Gieryn 1995: 406

⁷⁹ Nowotny et al. 2005: 78

science are provisional and contextual *results* of successful boundary-work, not determinants of who wins.“⁸⁰. Die angesprochene „Essenz“, das Ergebnis der Grenzverhandlungen des boundary work zeigt sich schließlich darin, wie Wissenschaft betrieben wird, von wem und nach welchen Regeln und Kriterien.

Verhandlungen über die Grenzen der Wissenschaft(lichkeit) und damit einhergehende Unsicherheiten sowie die Notwendigkeit, sich mit diesen auseinanderzusetzen, sind kein neues Phänomen innerhalb des wissenschaftlichen Feldes. Obwohl solche „Grenzverhandlungen“ als integraler Bestandteil wissenschaftlicher Arbeit angesehen werden können, werden die Anstrengungen diesbezüglich von AkteurInnen selbst oft nicht als solche identifiziert. Auch Boundary objects werden nicht unbedingt als solche erkannt und wahrgenommen oder als solche zu „Verhandlungszwecken“ bewusst genutzt. Im Gegenteil scheinen sie oftmals nicht als Teil der „eigentlichen“ wissenschaftlichen Arbeit angesehen zu werden. So beschreibt Thomas Gieryn eine Studie von Star über britische Neurophysiologen des neunzehnten Jahrhunderts, die mit technischen Unsicherheiten (nicht funktionierende Experimente) sowie politischen Unwägbarkeiten (nicht gesicherte Finanzierung) umzugehen hatten.

„Management of these uncertainties is a vital part of doing scientific work, says Star, but it is not defined as such by scientists themselves.“⁸¹

Auch in seiner Beschreibung des Konzepts des *boundary objects* greift Thomas Gieryn auf eine Definition von Star und Griesmer (1989) zurück, die sie als „Objekte“ beschreiben „which inhabit several intersecting social worlds and satisfy the informational requirements of each of them“⁸² Das Verständnis des Ausdrucks Objekt ist dabei relativ weit gefasst, und beinhaltet Ideen, Dinge, Menschen oder Prozesse, die in der Lage sind, Grenzen zwischen sozialen Welten zu verhandeln – auf eine Art und Weise, die jene Grenzen zeitweise oder ganz überbrückt und ein gemeinschaftliches Handeln ermöglicht. Diese „cooperative work“⁸³ wird dann ermöglicht, wenn das boundary object es sowohl versteht, lokalen Bedürfnissen verschiedener Parteien gerecht zu

⁸⁰ Gieryn 1995: 406, Hervorhebung im Original

⁸¹ Gieryn 1995: 413

⁸² Star/ Griesmer 1989: 393, zitiert nach Gieryn 1995:414

⁸³ Gieryn 1995: 415

werden, als auch robust genug ist, um eine gemeinsame Bedeutung herzustellen und damit sozusagen den kleinsten gemeinsamen Nenner darzustellen. Boundary objects sind demnach

„Plastic enough to adapt to local needs and the constraints of several parties employing them, yet robust enough to maintain a common identity across sites.“⁸⁴

Die Metapher der Grenze legt zwar hilfreiche Assoziationen nahe, soll aber nicht unbedingt die Konnotation der Limitierung und Ein-Grenzung hervorrufen. So betont Strathern, dass der Term ‚boundary object‘ nicht impliziert, dass etwas notwendigerweise auf einen bestimmten Geltungsradius beschränkt wird.

„The idea of boundary objects is quite other: they are entities at the borders of discourses, that is, entities which set up borders in themselves but do not presuppose that a border is also an enclosure.“⁸⁵

In diesem Sinne kann die Frage gestellt werden, inwiefern die Wissensbilanz als boundary object dienen kann, anhand dessen die beteiligten Akteure eine „episodic negotiation“ vornehmen und Territorien der Zuständigkeit verhandeln können.

⁸⁴ Star/ Griesmer 1989: 393, zitiert nach Gieryn 1995: 414

⁸⁵ Strathern 2004: 46

III. Methoden

Aus dem oben dargestellten Problemhorizont ergibt sich das Interesse für die Wissensbilanz als ein Beispiel von Steuerung im universitären Bereich, verbunden mit der Frage nach dem individuellen Umgang damit. Die Bearbeitung dieses Themenkomplexes lässt sich durch eine qualitative Herangehensweise an das Untersuchungsfeld am sinnvollsten realisieren. Wichtig für die Wahl des Forschungsdesigns war, sich dem Forschungsgegenstand im Sinne der Triangulation⁸⁶ von verschiedenen Seiten aus zu nähern und mit Hilfe der verwendeten Methoden die in der qualitativen Forschung angestrebte Rekonstruktion von Sinn auf mehreren Ebenen zu ermöglichen.

Soziale Wirklichkeiten erscheinen in diesem Verständnis als „Ergebnis beständig ablaufender sozialer Konstruktionsprozesse“,⁸⁷ woraus gefolgert werden kann, dass die täglichen Herstellungsprozesse „über die Rekonstruktionen der subjektiven Sichtweisen und Deutungsmuster der sozialen Akteure“⁸⁸ einen besonderen Stellenwert einnehmen.

„Qualitative Forschung hat den Anspruch, Lebenswelten „von innen heraus“ aus der Sicht der handelnden Menschen zu beschreiben.“⁸⁹

Aufgrund der Neuartigkeit des Gegenstands ist die vorliegende Arbeit als explorative Studie konzipiert, die im Sinne Maxwells Fragestellungen nicht schwerpunktmäßig als Ausgangspunkt, sondern eher als Ergebnis einer Forschung betrachtet.⁹⁰

Insgesamt kann die vorliegende Arbeit als ‚dichte Beschreibung‘⁹¹ eines Segments des wissenschaftlichen Alltags gelesen werden, die sowohl eine Innenperspektive (aus der Sicht der handelnden Akteure) wie auch eine Außenperspektive (durch die einbezogenen Dokumente) zum Spannungsverhältnis der Wissensbilanzierung an der Universität Wien liefert. Die Hauptmethodik stellt dabei die Diskursanalyse dar, mit deren Hilfe es möglich ist, Narrationen und Sinnkonstruktionen zu erfassen und zu rekonstruieren.

⁸⁶ Flick 2004

⁸⁷ Flick et al. 2003: 20, siehe auch Berger/ Luckmann 2000

⁸⁸ Flick et al. 2003: 20

⁸⁹ Flick et al. 2003: 14

⁹⁰ Vgl. Maxwell 1996: 49, zitiert in Flick et al. 2003: 258

⁹¹ Geertz 1983

Im Folgenden sollen die Konzepte der Diskursanalyse und der Triangulation vorgestellt sowie das konkrete empirische Vorgehen beschrieben werden.

III.1. Diskursforschung

Diskursanalysen wurden in vielen Kontexten und mit unterschiedlichem fachlichem Hintergrund entwickelt und durchgeführt. Eine Übersicht über gängige Konzepte findet sich beispielsweise bei Siegfried Jäger⁹² und Reiner Keller⁹³.

Im Rahmen dieser Arbeit habe ich mich an der von Reiner Keller vorgeschlagenen wissenssoziologischen Diskursanalyse orientiert. Sie nimmt ihren Ausgangspunkt in der soziologischen Wissenstheorie von Peter Berger und Thomas Luckmann⁹⁴, greift grundlegende Ideen von Foucault auf und schließt methodologisch an die „Hermeneutische Wissenssoziologie“ an, wobei mit Blick auf das interpretative Paradigma den Kategorien der Akteure und ihren Handlungen ein besonderer Stellenwert eingeräumt wird.⁹⁵ Im Zentrum der Perspektive Reiner Kellers steht die Analyse „institutioneller Regulierungen von Aussagepraktiken und deren performative, wirklichkeitskonstruierende Macht.“⁹⁶

„Die Wissenssoziologische Diskursanalyse beschäftigt sich mit Prozessen und Praktiken der Produktion und Zirkulation von Wissen auf der Ebene der institutionellen Felder (wie bspw. Wissenschaften, Öffentlichkeit) der Gegenwartsgesellschaften. Diskurse werden dabei als analytisch abgrenzbare Ensembles von Praktiken und Bedeutungszuschreibungen verstanden.“⁹⁷

Der zu beobachtende Diskurs wird dabei als transformatives Ereignis gesehen, das nur durch seine Aktualisierung und Reproduktion existiert. Er ist das Ergebnis vergangener

⁹² Jäger 2004

⁹³ Keller 2004/ 2005/ 2006

⁹⁴ Berger/ Luckmann 2000

⁹⁵ Vgl. Keller 2004: 58

⁹⁶ Keller 2004: 8

⁹⁷ Keller 2004: 59

diskursiver Prozesse und wirkt strukturierend in Hinblick auf kommende Diskursbildungen.⁹⁸

„Das schließt unterschiedliche Dimensionen der Rekonstruktion ein: diejenige der Bedeutungsproduktion ebenso wie diejenige von Handlungspraktiken, institutionellen/strukturellen und materiellen Kontexten sowie gesellschaftlichen Folgen. Akteure formulieren die kommunizierten Beiträge, aus denen sich Diskurse aufbauen; sie orientieren sich dabei in ihren (diskursiven) Praktiken an den verfügbaren Ressourcen sowie den Regeln der jeweiligen Diskursfelder.“⁹⁹

Ein wichtiger Teil der Analyse kommt den Narrationen zu, aus denen sich die Diskurse der befragten Personen zusammensetzen. Dabei lassen sich methodisch so genannte „first-order narratives“, die Erzählungen von Individuen auf persönlicher Ebene und „second-order narratives“, die Meta-Erzählung der SozialwissenschaftlerIn unterscheiden, die diese persönlichen Erzählungen in einen Kontext bettet, der stellvertretend für ein Kollektiv von Personen Gültigkeit hat.¹⁰⁰ Individuen stellen somit zwar die „Einheit“ der Analyse dar, ihre Narrationen werden aber im Zuge der Analyse zu einer „collective story“ verdichtet, die als spezieller Typus der second-order narrative angesehen werden kann:

„The collective story displays an individual's story by narrativizing the experiences of the social category to which the individual belongs, rather than by telling the particular individual's story. ... Although the narrative is about a category of people, the individual response to the well-told collective story is ‚That's my story. I am not alone‘.“¹⁰¹

An dieser Stelle wird an die Positionen Foucaults und Derridas angeknüpft, die den Begriff des Selbst als eine multiple Entität verstehen, die kontinuierlich neu konstruiert wird und kein festes Set von Eigenschaften darstellt. Dies führte für sie zu der Ansicht, dass individuelle Positionen nur durch Diskurse und vice versa hergestellt werden können.¹⁰²

⁹⁸ Vgl. Keller 2004: 59

⁹⁹ Keller 2004: 56

¹⁰⁰ Vgl. Elliott 2005: 13

¹⁰¹ Richardson 1990: 25f, zitiert nach Elliott 2005: 13

¹⁰² Vgl. Elliott 2005: 124

III.2. Triangulation

„Triangulation“ bezeichnet die Betrachtung eines Forschungsgegenstandes von (mindestens) zwei Punkten aus, was durch die Verwendung verschiedener methodischer Zugänge realisiert wird.¹⁰³ In der sozialwissenschaftlichen Literatur werden (neben der Kombination qualitativer und quantitativer Daten) verschiedene Arten der Triangulation diskutiert, die auf eine Verknüpfung verschiedener qualitativer Zugänge fokussieren.¹⁰⁴

„Daten-Triangulation kombiniert Daten, die verschiedenen Quellen entstammen und zu verschiedenen Zeitpunkten, an unterschiedlichen Orten oder bei verschiedenen Personen erhoben werden.“¹⁰⁵

Diese Vorgehensweise lässt einen differenzierteren Blick auf den Untersuchungsgegenstand zu, der nicht nur Ergebnis der Analyse eines Daten-Sets sein soll, sondern schon in der Methodik begründet liegt.

Die Triangulation als Blick von mehreren Seiten hat nicht die Funktion eines „Korrektivs“, da der jeweilige methodische Zugang zu einem Feld dieses jeweils mitkonstruiert und dadurch andere Erkenntnisse über das Feld gewonnen werden. Die verschiedenen Blickpunkte sollen daher nicht gegeneinander ausgespielt, sondern ergänzend verknüpft werden.

„Triangulation wird inzwischen weniger als Strategie der Validierung in der qualitativen Forschung, sondern als Strategie, Erkenntnisse durch die Gewinnung weiterer Erkenntnisse zu begründen und abzusichern, gesehen.“¹⁰⁶

Um mich der Forschungsfrage zu nähern, habe ich das Feld in zwei Bereiche aufgeteilt. Auf der einen Seite wird der Diskurs um die Wissensbilanzierung auf öffentlicher Ebene rekonstruiert, auf der anderen Seite jener Diskurs der handelnden Akteure innerhalb der Universität, welche sich zu einem neuen Steuerungsinstrument positionieren müssen. Wie oben beschrieben, sollen diese beiden Perspektiven nicht gegeneinander gesetzt werden (da sie sich auf verschiedenen Ebenen befinden,

¹⁰³ Vgl. Flick 2003: 309

¹⁰⁴ Flick 2004

¹⁰⁵ Flick 2003: 310

¹⁰⁶ Flick 2003: 311

würde dies auch wenig Sinn machen), sondern einander ergänzen, um ein facettenreicheres Bild des Forschungsfeldes zu erhalten. Auf diese Weise soll das eingangs beschriebene Spannungsverhältnis sichtbar werden.

III.3. Analyse des Materials zur Wissensbilanzierung

Das Material zum öffentlichen Diskurs um die Wissensbilanzierung besteht aus relativ heterogenen Textsorten. Es beinhaltet vor allem Veröffentlichungen, die im Vorfeld der Einführung der universitären Wissensbilanz deren kommende Umsetzung thematisieren. Darüber hinaus wurden auch die verschiedenen Gesetzestexte und die erste Wissensbilanz der Universität Wien, die für das Kalenderjahr 2006 gelegt wurde, in den Datenkorpus miteinbezogen.

Quellen zur Position der Universität Wien:

- Finanzwesen und Controlling der Universität Wien (Hg.) (2005): Wissensbilanzierung. Beiträge der Universität Wien, WUV Verlag, Wien
- Wissensbilanz 2006 der Universität Wien
http://www.univie.ac.at/mtbl02/2006_2007/2006_2007_213.pdf

Quellen zur Position der österreichischen Universitäten:

- Österreichische Rektorenkonferenz (Hg.) (2003): Wissensbilanz: Bilanz des Wissens? Die Wissensbilanz für Universitäten im UG 2002. ÖRK, Wien
- Stellungnahme der Österreichischen Rektorenkonferenz zur Wissensbilanzverordnung vom 15. September 2005
<http://www.reko.ac.at/universitaetspolitik/stellungnahmen>

Quellen zur internationalen Positionierung:

- Heisig, Peter (2005): Europäische Aktivitäten zur Wissensbilanzierung – Ein Überblick. In: Mertins, Kai/Alwert, Kay/Heisig, Peter (Hg.): Wissensbilanzen. Intellektuelles Kapital erfolgreich nutzen und entwickeln. Springer Verlag, Berlin, Heidelberg

Quellen zur Entstehung der universitären Wissensbilanz in Österreich:

- Koch, Günther: Strategische Unternehmensorientierung mittels Wissensbilanzen. www.execupery.com/dokumente/Reuter_Wissensbilanz-Beitrag.doc

Quellen zu rechtlichen Grundlagen:

- § 13 Abs. 6 und § 16 Abs. 6 des Universitätsgesetzes 2002
http://www.bmwf.gv.at/uploads/media/0oehs_ug02.pdf
- Verordnung der Bundesministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur über die Wissensbilanz (Wissensbilanz-Verordnung – WBV)
<http://www.bmwf.gv.at/uploads/media/wbv.pdf>

Bei der Analyse der Dokumente wurden die Aspekte und Positionen herausgearbeitet, die aus der Argumentation des jeweiligen Textes heraus am stärksten vertreten waren. So soll einerseits das Stimmungsbild aufgefangen werden, andererseits sollen die am Wichtigsten erachteten Punkte herausgeschält werden, um die Schwerpunktsetzung der Autoren sichtbar zu machen. Die auf diese Weise herausgearbeiteten Schlaglichter erheben nicht den Anspruch, die Diskurse um die Wissensbilanz repräsentativ abzubilden. Trotzdem ergibt sich über die Auswahl der Texte eine Zusammenschau der prominentesten Diskussionsstränge.

III.4. Erhebung und Analyse der Interviews

Damit die Diskurse um die Wissensbilanz wie oben beschrieben auf individuell-kollektiver Ebene erfasst werden können, wurden Gespräche mit ProfessorInnen der Universität Wien geführt, da sie, wie schon eingangs dargelegt, eine Position innehaben, aufgrund derer von einem umfangreichen Erfahrungshorizont im universitären Feld ausgegangen werden kann. Die Wissensbilanzierung betrifft ihr tägliches Arbeitsumfeld, daher gilt das Hauptaugenmerk der Analyse ihrer Narrationen. Um im Sinne des explorativen Vorgehens ein facettenreiches Bild des Forschungsgegenstandes

zu erhalten und innerhalb des Interessensgebietes einen breiten Feldzugang zu gewährleisten, wurde die Auswahl der GesprächspartnerInnen möglichst heterogen gehalten.

Interviewt wurden neun ProfessorInnen der Universität Wien, die zum Gesprächszeitpunkt in verschiedenen Dienstverhältnissen (pragmatisiert/ befristete Anstellung/ Gastprofessur) an der Universität Wien gelehrt und/oder geforscht haben. Jeweils drei Befragte arbeiten im Bereich der Geisteswissenschaften (Philosophie/ Germanistik/ Byzantinistik-Neogräzistik), der Sozialwissenschaften (Sozialanthropologie/ Publizistik/ Betriebswirtschaftslehre) und der Naturwissenschaften (Biologie/ Chemie/ Physik). In allen drei Bereichen haben sowohl die weiblichen als auch die männlichen Befragten (insgesamt vier Frauen und fünf Männer) verschiedene Schwerpunkte in ihren Aufgabenbereichen (mehr Forschung, Lehre oder Administration). Sowohl die Nationalität ist unterschiedlich (Österreich, Deutschland, Griechenland) als auch ihr akademischer Hintergrund. Sie kommen von diversen Universitäten sowie direkt von der Universität Wien. Das Alter schwankt zwischen Ende Dreißig und Anfang Sechzig.

Die Vorauswahl der möglichen GesprächspartnerInnen hat via Internet über die Listen der Institutsangehörigen der Universität Wien und teilweise über die dort verlinkten Personenprofile stattgefunden. Das Interviewcontracting hat sich relativ zeitaufwändig gestaltet, wobei sich das „Durchkommen“ im Nachhinein als größte Hürde herausgestellt hat. Wider Erwarten haben alle kontaktierten ProfessorInnen Interesse gezeigt und sich sofort zu einem Gespräch bereit erklärt, was ein Hinweis auf die Relevanz des Themas ist.

Die Erhebung der Gesprächsdaten wurde mittels problemzentrierten leitfadengestützten Interviews durchgeführt, die die Themenkomplexe „Wissen“, „Leistung“ und „Wissensbilanzierung“ im universitären Arbeitsalltag berührten. Nach der Transkription der Interviews wurden die „first-order-narratives“ paraphrasiert und der Diskursanalyse zufolge wie oben beschrieben mit aus dem Material entstehenden

Codierungen versehen. Auf diese Weise entstanden die Kernkategorien Forschung und Wissenstransfer, sowie die Kontextkategorien Lehre und administrative Selbstverwaltung, entlang derer die Erzählstränge dargestellt werden (siehe Kapitel V. Wissensbilanz in action – „Wissensproduzentinnen“ erzählen).

IV. Wissensbilanz in the making – Sondierungen im Vorfeld

In diesem Kapitel wird der Prozess der Implementierung der Wissensbilanz nachskizziert. Dabei wird die Konstruktion der Wissensbilanz in der gesetzlichen Verordnung und der begleitenden Diskussion dargestellt (siehe Kapitel III Methoden). Ein Großteil der verwendeten Literatur stammt aus der Zeit vor der Einführung der universitären Wissensbilanzen, d.h. dass sie zum Teil noch konzeptioneller Natur ist. Eine Ausnahme bilden die verwendeten Gesetzestexte. Zur aktuellen Situation und tatsächlichen Erfahrungen mit der Wissensbilanzierung an der Universität Wien gibt es noch keine Veröffentlichungen. Diese Lücke möchte die vorliegende Arbeit in Ansätzen füllen, wofür das vorliegende Kapitel einen Verständnishintergrund liefern soll.

Da es im Rahmen dieser Arbeit nicht notwendig ist, die Entwicklung der Wissensbilanz aus anderen Management-tools herzuleiten, beschränkt sich diese Darstellung auf maßgebliche Eckdaten zum Verständnis der Wissensbilanz. Da in dieser Arbeit die Wissensbilanzierung der österreichischen Universitäten am Beispiel der Wissensbilanzierung der Universität Wien herausgegriffen wird, werden keine Aussagen über die sonstige europaweiten Verwendungen der Wissensbilanzierung im privatwirtschaftlichen Bereich gemacht.

IV.1. Universitäre Wissensbilanzierung in Österreich

Im Zuge der Novelle des Universitätsgesetzes im Jahr 2002 wurden die österreichischen Hochschulen zu voll rechtsfähigen und autonomen Universitäten erklärt. In einem Beitrag der Veröffentlichung der Österreichischen Rektorenkonferenz zum Thema Wissensbilanzierung heißt es:

„Wie in anderen Ländern auch, orientiert sich dieses Gesetz am Konzept des New Public Management [...]. Der zugrunde liegende Leitgedanke ist dabei jener der Output- und Leistungsorientierung. Damit verbunden ist die Finanzierung über Globalbudgets, die über Leistungsverträge zugeteilt werden.“¹⁰⁷

¹⁰⁷ Leitner 2003: 20

Mit dem UG 2002 und der neuen Autonomie gingen grundlegende Strukturveränderungen an den Universitäten einher. Als „Grundpfeiler der Neuordnung“ werden die Leistungsvereinbarung und das mehrjährige Globalbudget genannt¹⁰⁸. Argumentiert wurden die Maßnahmen als „Sicherstellung von Transparenz“¹⁰⁹, die durch fortwährende Darstellung und Offenlegung der erbrachten Leistungen gewährleistet werden soll. Ein Kommentar diesbezüglich in der Veröffentlichung der Österreichischen Rektorenkonferenz zum Thema Wissensbilanzierung lautet:

„Hochschulen geben das Geld anderer Leute aus und sind schon allein deshalb verpflichtet, über ihre Aktivitäten und die Verwendung der ihnen übertragenen finanziellen Mittel Rechenschaft abzulegen.“¹¹⁰

Die Leistungsvereinbarung beinhaltet laut UG 2002 sowohl die von der Universität zu erbringenden Leistungen (wie z.B. strategische Ziele, Profilbildung und Universitätsentwicklung, Personalentwicklung, Forschung, Studien und Weiterbildung, gesellschaftliche Zielsetzungen, Erhöhung der Internationalität und Mobilität sowie inneruniversitäre Kooperationen) als auch die Leistungsverpflichtung des Staates (die vor allem aus der Finanzierung besteht).¹¹¹ Ausgehend von der Leistungsvereinbarung, die alle drei Jahre neu verhandelt wird, werden den Universitäten die ihnen zustehenden Mittel überstellt, wobei das Budget wie folgt zugeteilt wird:

„Das Globalbudget, das den Unis von 2007 bis 2009 zur Verfügung steht, wird auf zwei Töpfe verteilt. Das Gros der Gesamtsumme (80 Prozent) wird über Leistungsvereinbarungen an die Universitäten verteilt. Den kleineren Teil des Gesamtkuchens (20 Prozent) stellt das Formelbudget dar, das anhand von elf Indikatoren für vergangene Leistungen vergeben wird.“¹¹²

Ein Element der Leistungsvereinbarung ist die Wissensbilanz, deren Ausgestaltung in der Wissensbilanzverordnung 2005 festgelegt wurde (siehe Kap. IV.2 Gesetzliche Grundlagen der Wissensbilanzierung an Universitäten). Nach der Überbrückung einer

¹⁰⁸ Vgl. <http://www.uibk.ac.at/public-relations/aktuelles/unireform/5gruende.pdf>

¹⁰⁹ Leitner 2003: 24

¹¹⁰ Maul 2003: 66

¹¹¹ Vgl. http://www.bmwf.gv.at/submenu/wissenschaft/national/oesterr_hochschulwesen/das_oesterr_hochschulsystem/leistungsvereinbarungen_mit_universitaeten/

¹¹² http://www.bmwf.gv.at/submenu/wissenschaft/national/oesterr_hochschulwesen/das_oesterr_hochschulsystem/leistungsvereinbarungen_mit_universitaeten/

Übergangsfrist von 2 Jahren sind alle Universitäten ab dem Jahr 2007 dazu verpflichtet (für das jeweils vergangene Jahr) zusätzlich zur jährlichen Rechnungslegung eine Wissensbilanz zu erstellen.

Im Modell der Wissensbilanz werden nicht wie in Finanzbilanzen Aktiva und Passiva einander gegenübergestellt. Dass trotzdem derselbe Ausdruck „Bilanz“ für die Messung des „Intellektuellen Vermögens“ benutzt wird, ist immer wieder Stein des Anstoßes. Laut Literatur sollte sie zwei Funktionen erfüllen:

„Sie ist I) ein Steuerungsinstrument, welches im Rahmen der Profilbildung der Universitätsleitung zur Verfügung steht, und II) ein Kommunikationsinstrument für das zuständige Ministerium und das Parlament.“¹¹³

Wissen wird dabei als „immaterielle Investition“¹¹⁴ betrachtet, die es aus wissensökonomischen Gesichtspunkten zu verwalten gilt. „Wissen kann vielfach als ein Gut mit steigenden Erträgen und starken positiven externen Effekten verstanden werden.“¹¹⁵

Laut den offiziellen Beiträgen zur Wissensbilanz im Vorfeld ihrer Einführung war die Wissensbilanz als ein individualisierbares Instrument geplant, das die Individualität und die verlangte Profilbildung von Universitäten sichtbar macht und unterstreicht. Mit der Formulierung von eigenen Kennzahlen sollte in diesem Sinne auch die Formulierung von Zielen einhergehen, die in einem bestimmten Zeitraum angestrebt und umgesetzt werden.

„Die Strukturierung der Leistungsprozesse sowie ihre Gewichtung spiegeln das Leistungsprofil einer Universität wieder. Entsprechend müssen auch die Kennzahlen die unterschiedlichen Strategien und Besonderheiten der Forschungsdisziplinen reflektieren. [...] Die Auswahl und spezifische Verwendung von Kennzahlen ist durch das vorliegende Modell grundsätzlich offen gehalten, da das Modell nur einen strukturellen Rahmen vorgibt.“¹¹⁶

¹¹³ Leitner 2003: 21

¹¹⁴ Leitner 2003: 21

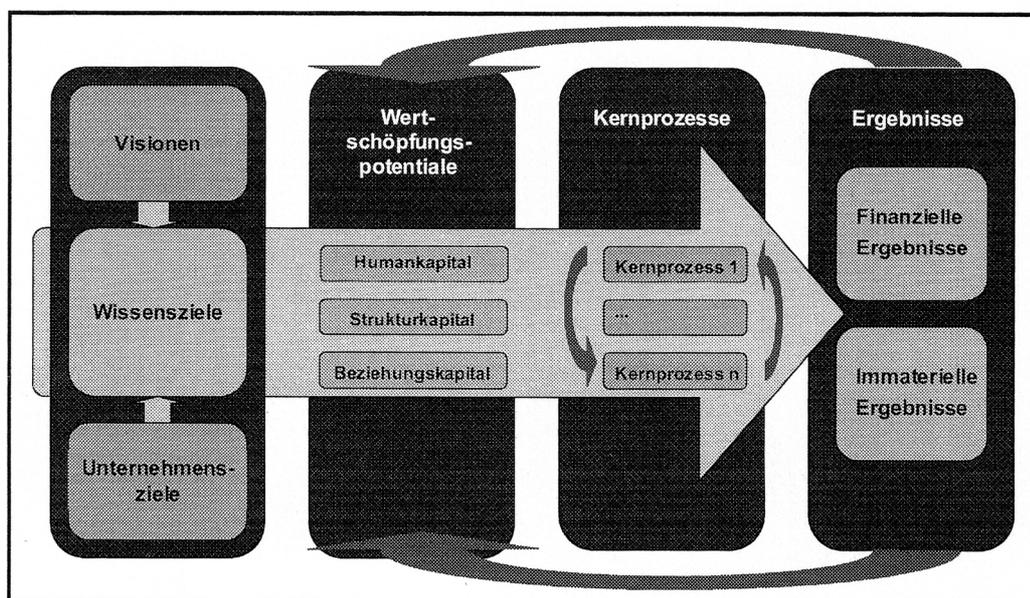
¹¹⁵ Leitner 2003: 21

¹¹⁶ Leitner 2003: 26

Trotz dieses Vorhabens im Vorfeld wurden später (mit der Wissensbilanzverordnung 2005) dieselben Kennzahlen für alle Universitäten und Fachbereiche gesetzlich vorgeschrieben.

Als internationale Besonderheit an der Entwicklung der Wissensbilanzierung in Österreich wird die Tatsache dargestellt, dass sie ihren Ursprung im Forschungsbereich hat und nicht wie in den nordischen Ursprungsländern primär im Unternehmensbereich¹¹⁷.

Das erste Wissensbilanz-Projekt wurde in den „Austrian Research Centers“ (ARC, ehemals „Forschungszentrum Seibersdorf“) durchgeführt, wo in Zusammenarbeit mit dem Lehrstuhl für Internationales Management an der Universität Graz, ein eigenes Modell zur Messung des Intellektuellen Kapitals erarbeitet wurde.¹¹⁸ Seit 1999 wird auf der Basis dieses Modells jährlich eine Wissensbilanz gelegt und veröffentlicht. Die Struktur der Kapitalsorten des mittlerweile als Standard angesehenen Wissensbilanzmodells von Schneider/ Koch liegt auch der universitären Wissensbilanz zugrunde (siehe Abbildung 2).



© U. Schneider, Graz und G. Koch, Wien

Abbildung 2: Wissensbilanz-Modell der Austrian Research Centers nach Koch und Schneider

¹¹⁷ Vgl. Heisig 2005: 350

¹¹⁸ Vgl. Koch in: www.execupery.com/dokumente/Reuter_Wissensbilanz-Beitrag.doc

Verbunden mit einem gewissen Stolz wird in den Dokumenten zur Wissensbilanzierung die besondere Rolle Österreichs betont, sowohl die Entwicklung des Instruments als auch der Zeitpunkt der gesetzlichen Verordnung (als erstes Land in Europa): „Den Aktivitäten zur Wissensbilanzierung in Österreich kommt eine Vorreiterrolle im deutschen Sprachraum zu.“¹¹⁹ Die Wissensbilanz in dieser Form wird als heimisches Produkt empfunden, dessen, „[...] Geburtsstunde der Entscheidung durch das ARC-Management, nun (nachweislich) erstmals im deutschsprachigen Bereich eine Wissensbilanz sowohl als Berichts- und Analyse-, als auch als Orientierungs- und Steuerungs-Instrument für das Management zu entwickeln“¹²⁰ in Österreich geschlagen hat. So hat sich der Darstellung zufolge die universitäre Wissensbilanz „[...] im Stammland der Wissensbilanzierung in Österreich, die in ihrem respektiven Sektor vor anderen deutschsprachigen Mitbewerbern die Pilotrolle der Wissensbilanzierung übernommen haben“¹²¹, entwickelt.

Leitner beschreibt das Wissensbilanz-Modell in seinem Beitrag zur Österreichischen Rektoren-Konferenz 2003 als Element der seiner Meinung nach notwendigen Sanierung des bisherigen Systems:

„Es [das Wissensbilanz-Modell] überwindet damit ein Management basierend auf ausschließlich qualitativen Kriterien oder impliziten Routinen, welches weder Vergleichbarkeit noch Transparenz ermöglicht.“¹²²

IV.2. Gesetzliche Grundlagen der Wissensbilanzierung an Universitäten

Die Wissensbilanzierung wurde mit dem neuen Universitätsgesetz (UG) 2002 eingeführt und rechtskräftig gemacht. Grundlage für die Aufnahme des Wissensbilanz-Modells in das UG 2002 war eine Auftragsstudie des österreichischen Bundes-

¹¹⁹ Heisig 2005: 350

¹²⁰ Koch in: www.execupery.com/dokumente/Reuter_Wissensbilanz-Beitrag.doc

¹²¹ Koch in: www.execupery.com/dokumente/Reuter_Wissensbilanz-Beitrag.doc

¹²² Leitner 2003: 25

ministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur.¹²³ Paragraph 13 des Gesetzes legt die Wissensbilanz als ein Element der Leistungsvereinbarung fest.

„Das Gesetz zielt mit dieser neuen Form der Vermögensbilanzierung auf die regelmäßige Veröffentlichung von Leistungspotentialen, Leistungsprozessen und deren Ergebnissen.“¹²⁴

Das Gesetz verpflichtet alle österreichischen Universitäten, einmal jährlich (am 30. April) eine Wissensbilanz zu legen. Alle drei Jahre finden die Verhandlungen zur Leistungsvereinbarung zwischen dem Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Forschung und den Universitäten statt, wobei die Wissensbilanzen zur Vereinbarung über die kommende Budgetierung herangezogen werden.

Grundlage für die Ausgestaltung der Wissensbilanz ist die 2005 erlassene Wissensbilanzverordnung, in der Geltungsbereich, Ziele, Aufbau und Inhalt des Instruments festgelegt wurden. Vor allem werden hier die Kennzahlen definiert, die österreichweit für alle Universitäten gelten und für alle Fakultäten und Institute gleich sind.

Laut Verordnung dient die Wissensbilanz der „ganzheitlichen Darstellung, Bewertung und Kommunikation von immateriellen Vermögenswerten, Leistungsprozessen und deren Wirkungen“¹²⁵. Außerdem ist sie als „qualitative und quantitative Grundlage für die Erstellung und den Abschluss der Leistungsvereinbarung heranzuziehen“¹²⁶.

Der Aufbau der Wissensbilanz gliedert sich in fünf Abschnitte¹²⁷:

- I. Wirkungsbereich, Zielsetzungen und Strategien
- II. Intellektuelles Vermögen
 1. Humankapital
 2. Strukturkapital
 3. Beziehungskapital

¹²³ Vgl. Heisig 2005: 350

¹²⁴ Heisig 2005: 350

¹²⁵ Wissensbilanz-Verordnung, § 2

¹²⁶ Wissensbilanz-Verordnung, § 2

¹²⁷ Vgl. Wissensbilanz-Verordnung, § 3

- III. Kernprozesse
 - 1. Lehre und Weiterbildung
 - 2. Forschung und Entwicklung
- IV. Output und Wirkung der Kernprozesse
 - 1. Lehre und Weiterbildung
 - 2. Forschung und Entwicklung
- V. Resümee und Ausblick

Abschnitt I. ist das qualitative Element der Wissensbilanz und soll in narrativer Form dargestellt werden.

Zusätzlich zu Wirkungsbereich, Zielsetzungen und Strategien werden in der Wissensbilanz-Verordnung neun weitere Punkte festgelegt, die im ersten Teil narrativ ausgeführt werden sollen¹²⁸.

Abschnitt II., III. und IV. sind in Form von Kennzahlen darzustellen, die in der Wissensbilanz-Verordnung festgelegt und definiert werden. Abschnitt V. ist wieder in narrativer Form darzulegen. (Für Medizinische Universitäten sowie für die Universitäten der Künste ist jeweils ein zusätzliches, spezifisches Set von Kennzahlen vorgesehen.)

¹²⁸ Die neun weitere Punkte in der Wissensbilanz-Verordnung §4 lauten:

„a) Maßnahmen für berufstätige Studierende sowie für Studierende mit Kinderbetreuungspflichten oder anderen gleichartigen Betreuungspflichten; b) Maßnahmen zur Qualitätssicherung; c) Maßnahmen im Bereich der Öffentlichkeitsarbeit; d) Maßnahmen zur Erreichung der Aufgabe der Universität hinsichtlich der Gleichstellung von Frauen und Männern und der Frauenförderung, speziell zur Erhöhung des Frauenanteils in leitenden Funktionen und beim wissenschaftlichen Personal; e) Maßnahmen zur Personalentwicklung und Weiterbildung der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter; f) Maßnahmen für Studierende mit Behinderungen und/oder chronischen Erkrankungen zur Vorbereitung auf das Studium, für bestimmte Zielgruppen während des Studiums, zur Erleichterung des Überganges ins Berufsleben sowie einschlägige Forschungsaktivitäten; g) Preise und Auszeichnungen; h) Forschungscluster und -netzwerke gegliedert nach: -Zeitpunkt der Gründung, -Laufzeit, -Organisationsform, -Größe (Anzahl der Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, genehmigtes Gesamtvolumen), -Ausrichtung sowie -Partner; i) Stand der Umsetzung der Bologna-Erklärung.“

Der Aufbau lehnt sich an das Wissensbilanz-Modell von Schneider/ Koch an (siehe Abbildung 2). Die so genannten „Wertschöpfungspotentiale“ umfassen dabei:

„Die Wissensträger, welche das soziale System „Universität“ konstituieren (Humankapital), die Art und Weise der Gestaltung der Leistungsprozesse in Hinblick auf Effektivität und Effizienz, die Verfügbarkeit und das Management der Infrastruktur (Strukturkapital), sowie die Vernetzung zu weiteren Wissensträgern anderer Universitäten und forschungsrelevanten Institutionen (Beziehungskapital).“¹²⁹

Abbildung 3 zeigt einen Ausschnitt aus § 4 der Wissensbilanz-Verordnung, in dem die Kennzahlen der jeweiligen Abschnitte zugeordnet werden.

(3) Dem Abschnitt „**II.1 Intellektuelles Vermögen – Humankapital**“ sind folgende Kennzahlen zuzuordnen:

- II.1.1 Personal**
[pro Universität]
(nach Geschlecht, Verwendungskategorie, Zählkategorie)
- II.1.2 Anzahl der erteilten Lehrbefugnisse (Habilitationen)**
[pro Universität, pro Wissenschafts-/Kunstzweig]
(nach Geschlecht)
- II.1.3 Anzahl der Berufungen an die Universität**
[pro Universität, pro Wissenschafts-/Kunstzweig]
(nach Geschlecht, Herkunftsuniversität/vorherige Dienstgeberin oder vorheriger Dienstgeber, Befristung)
- II.1.4 Anzahl der Berufungen von der Universität**
[pro Universität, pro Wissenschafts-/Kunstzweig]
(nach Geschlecht, Standort der Zieluniversität)
- II.1.5 Anzahl der Personen im Bereich des wissenschaftlichen/künstlerischen Personals mit einem mindestens 5-tägigen Auslandsaufenthalt (outgoing)**
[pro Universität]
(nach Geschlecht, Gastlandkategorie)
- II.1.6 Anzahl der incoming-Personen im Bereich des wissenschaftlichen/künstlerischen Personals**
[pro Universität]
(nach Geschlecht, Herkunftsland der Einrichtung)
- II.1.7 Anzahl der Personen, die an Weiterbildungs- und Personalentwicklungsprogrammen teilnehmen**
[pro Universität]
(nach Geschlecht, Verwendungskategorie)

Abbildung 3: Abschnitt „II.1 Intellektuelles Vermögen – Humankapital“ aus der Wissensbilanz-Verordnung

¹²⁹ Leitner 2003: 26

Im Anhang 1 der Wissensbilanz-Verordnung werden die in § 4 festgelegten Kennzahlen definiert. Der Ausschnitt in Abbildung 4 zeigt beispielhaft die Definition der ersten drei oben genannten Kennzahlen:

Anlage 1
zu den §§ 4 und 9

Definitionen der Kennzahlen gemäß §§ 4 und 9

II.1.1 Personal
[pro Universität]
(nach Geschlecht, Verwendungskategorie, Zählkategorie)

| | |
|----------------------|--|
| [Anzahl] | Gesamtanzahl zum BidokVUni-Stichtag 31. Dezember |
| Personal | alle Dienst- oder Beschäftigungsverhältnisse, ausgenommen jene in den Verwendungen 13, 15 und 22 gemäß Z 2.6 der Anlage 1 BidokVUni bzw. entsprechende Verwendungen der Anlage 2 BidokVUni |
| Geschlecht | - Frauen - Männer |
| Verwendungskategorie | - wissenschaftliches/künstlerisches Personal - allgemeines Universitätspersonal |
| Zählkategorie | - Köpfe - Vollzeitäquivalente |

Abbildung 4: Definition der Kennzahl „II.1.1 Personal“ im Anhang der Wissensbilanzverordnung

IV.3. Wissensbilanzierung an der Universität Wien

In der Praxis müssen die Universitäten intern Daten sammeln, um die aggregierten Kennzahlen der Wissensbilanz errechnen zu können. Die folgende Abbildung zeigt einen Ausschnitt der Kennzahl „II.1.1 Personal“ aus der Wissensbilanz der Universität Wien.

II. Intellektuelles Vermögen
II.1 Intellektuelles Vermögen – Humankapital
II.1.1 Personal

II.1.1

Personal

| | 2006 (Stichtag: 31.12.06) | | 2005 (Stichtag: 15.10.05) | | | |
|--|---------------------------|----------------|---------------------------|----------------|----------------|----------------|
| | Frauen | Männer | Gesamt | Frauen | Männer | Gesamt |
| Hauptberufliches Personal – Vollzeitäquivalente | | | | | | |
| Wissenschaftliches und künstlerisches Personal gesamt ¹ | 630,0 | 1.190,2 | 1.820,2 | 565,9 | 1.167,8 | 1.733,7 |
| Professor/inn/en ² | 41,0 | 259,9 | 300,9 | 38,0 | 268,9 | 306,9 |
| Assistent/inn/en und sonstiges wissenschaftliches und künstlerisches Personal ³ | 589,0 | 930,3 | 1.519,3 | 527,9 | 898,8 | 1.426,7 |
| darunter Dozent/inn/en ⁴ | 91,5 | 369,0 | 460,5 | 87,0 | 376,5 | 463,5 |
| Allgemeines Personal gesamt ⁵ | 951,1 | 674,2 | 1.625,3 | 890,8 | 641,8 | 1.532,6 |
| Insgesamt ⁶ | 1.581,1 | 1.864,4 | 3.445,5 | 1.456,8 | 1.809,4 | 3.266,2 |

- 1 Verwendungen 11, 14, 16, 21 gemäß Z.2.6 der Anlage 1 BidokVUni.
- 2 Verwendung 11 gemäß Z.2.6 der Anlage 1 BidokVUni.
- 3 Verwendungen 14, 16, 21 gemäß Z.2.6 der Anlage 1 BidokVUni.
- 4 Verwendung 14 gemäß Z.2.6 der Anlage 1 BidokVUni.
- 5 Verwendungen 23, 40 bis 70 gemäß Z.2.6 der Anlage 1 BidokVUni.
- 6 Verwendungen 11, 14, 16, 21, 23, 40 bis 70 gemäß Z.2.6 der Anlage 1 BidokVUni.

Abbildung 5: Die mit Daten versehene Kennzahl „II.1.1 Personal“, Ausschnitt aus der Wissensbilanz 2006 der Universität Wien

Diese Daten werden von den „WissensproduzentInnen“ der Universität Wien erhoben, die gleichzeitig als das „Humankapital“ der Institution dargestellt werden.

„Humankapital beschreibt das Kapital der Mitarbeiter einer Organisation, das letztlich im Besitz von Individuen ist. Personen mit ihren Kompetenzen, Einstellungen und ihren intellektuellen Aktivitäten sind die Bestandteile dieser Form des intellektuellen Kapitals.“¹⁵⁰

Universitätsangestellte sehen sich seit der Einführung der Wissensbilanzierung also einerseits verpflichtet, die verlangten Daten zu generieren und weiterzugeben, andererseits werden sie als TrägerInnen des intellektuellen Kapitals und vor allem mit der damit verbundenen Leistungserbringung beurteilt.

Da es zur Situation der Wissensbilanzierung an der Universität Wien nach der Einführung der Bilanz (noch) keinerlei Literatur gibt, ist es Ziel dieser Arbeit, insbesondere des folgenden Kapitels, die Situation der „WissensträgerInnen“ der Universität Wien zu beleuchten, die gleichzeitig Subjekt und Objekt der Wissensbilanzierung darstellen.

¹⁵⁰ Leitner 2003: 26

V. Wissensbilanz in action – „WissensproduzentInnen“ erzählen

Im folgenden Kapitel geht es darum, die „LeistungsträgerInnen“ der Universität Wien, die in ihrem Alltag mit der Wissensbilanzierung konfrontiert sind, zu Wort kommen zu lassen. Auf diese Weise soll der aktuelle Diskurs über die Praxis der Wissensbilanzierung rekonstruiert werden.

Zunächst einmal ist die Wissensbilanz der Ausgangspunkt, um über den Universitätsalltag zu sprechen. Obwohl die Interviews so angelegt sind, dass es hauptsächlich um die Frage nach Wissen, Leistung und der Wissensbilanzierung geht, sind die Befragten im Laufe des Gesprächs immer wieder relativ schnell und stark abgeschweift. Sie haben von selbst viele Themen eingebracht, die ihrer Meinung und Erfahrung nach das Thema der Universitätssteuerung berühren, um dann wieder anhand vieler Beispiele von ihrem Arbeitsalltag zu erzählen. Tenor der Gespräche war oftmals eine mehr oder weniger offene Verunsicherung betreffend der Veränderung vieler „altbewährter“ Strukturen, die dazu führt, dass auch der Arbeitsalltag oftmals schleichend neue Formen annimmt, ohne dass diese eindeutig identifiziert und zugeordnet werden können.

Die Wissensbilanz taucht in den Gesprächen immer wieder als Stellvertreterin für „diese Maßnahmen“ der Governance of Science auf, die in ihrer Vielzahl und in ihren Auswirkungen verunsichern. Sie steht in den Gesprächen oftmals als Prototyp für diverse Instrumente eines neuen Wissenschaftssystems, deren Durchsetzung sich in verschiedenen Stadien der Akzeptanz und der Handhabbarkeit befinden. Die Wissensbilanz nimmt somit oftmals den Status eines Containerbegriffs ein, der als Sammelbecken für Elemente und Erzählungen über die Steuerung von Wissenschaft fungiert.

Auch in diesem Kapitel handelt es sich, wie schon beim Material zur Wissensbilanz, um Realitätskonstruktionen, um eine Annäherung an das Feld durch das Bündeln der ausgelösten Narrationen und das Herausschälen der wichtigsten Diskurse. Es handelt sich also nicht um „die Wirklichkeit“, die durch keine Art der (qualitativen oder quantitativen) Forschung fixiert werden kann¹⁵¹.

¹⁵¹ Vgl. Berger/ Luckmann (2000)

Es geht um eine Re-Konstruktion der vorgefundenen Realitäten und scheinbaren Wirklichkeiten, die im Folgenden beschrieben werden sollen.

V.1. Auswertung nach den klassischen Arbeitsfeldern der Wissenschaft

Die Interviews sind von einer assoziativen, sinnierenden Haltung der befragten Personen geprägt, die wahrscheinlich zum Teil durch die Art des intendierten Gesprächsaufbaus ausgelöst wurde. Allerdings ließen sich die InterviewpartnerInnen auch rasch auf diese Art des Gesprächs ein, und es zeigte sich im Stil der Kommunikation ein Interesse, sich „zu sortieren“ und auf dialogische Weise die eigenen Tätigkeiten und die Umwelt einzuordnen.

Das anfangs ausgemachte Zeitlimit von einer halben Stunde wurde meist überschritten und in fast allen Fällen wurde das Gespräch auf Wunsch der Befragten weitergeführt, um einen gewissen „Bogen“, der sich in den meisten Gesprächen ergab, fertigzudenken. Dies scheint insofern bedeutsam, als es sich bei den Befragten um vielbeschäftigte Personen mit einem dichten Zeitplan handelt, was nicht zuletzt das Zustandekommen der Gespräche erschwert und teilweise verzögert hat. Daraus kann die Schlussfolgerung gezogen werden dass die Universitätsangehörigen die stattfindenden Strukturveränderungen mehr beschäftigen, als dies den Anschein haben mag, vor allem, da es diesbezüglich keine Plattform gibt und wenig bis kein Austausch darüber stattfindet, was die vielschichtigen Veränderungen für die Personen innerhalb des Systems bedeuten.

Im Zuge der Analyse wurden die äußerst verschränkten, mit vielen Gleichzeitigkeiten, Beispielen, Assoziationen, Relativierungen und thematischen Sprüngen versehenen Interviews in vier Kategorien getrennt. Diese ergeben sich aus der Codierung des Materials (siehe Kapitel III. Methoden) und bilden in ihrer Zusammenschau die „klassischen Arbeitsfelder“ der Wissenschaft.

Damit repräsentieren sie den Universitätsalltag der befragten Personen: Forschung, Wissenstransfer, Lehre und akademische Selbstverwaltung.

Als *Kernkategorien* wurden dabei Forschung und Wissenstransfer ausgearbeitet, da sie von direktem Interesse bei der Wissensbilanzierung sind und somit den Hauptfokus der Analyse darstellen. Die vereinheitlichten Definitionen der in der Analyse verwendeten Kategorien lauten wie folgt:

Kernkategorie Forschung: In diese Kategorie fallen zunächst sämtliche Aktivitäten, die die Befragten selbst als „Forschung“ bezeichnet haben. Darüber hinaus beinhaltet sie all jene Kommentare, Erzählungen, Meinungen, Assoziationen, die sich ohne eine explizite Nennung um das Tätigkeitsfeld der Forschung formieren.

Beispiele: Durchführung von schon bewilligten Forschungsprojekten, Publikationstätigkeiten, Ansuchen um Förderungen für neue Forschungsprojekte, Leitung der Teammitglieder, „Denkphasen“, Sammeln und Bearbeiten von Material, Lesen, Besuch und Organisation von Konferenzen, Austausch mit FachkollegInnen, Abhalten von Vorträgen, etc.

Kernkategorie Wissenstransfer: In diese Kategorie fallen zunächst sämtliche Aktivitäten, die die Befragten selbst als „Wissenstransfer“ bezeichnet haben. Darüber hinaus beinhaltet sie all jene Kommentare, Erzählungen, Meinungen, Assoziationen, die sich ohne eine explizite Nennung um das Tätigkeitsfeld des Wissenstransfers formieren.

Beispiele: Öffentlichkeitsarbeit, Ausstellungen, Kooperationen mit Volkshochschulen, populärwissenschaftliche Publikationen, Zeitungsartikel, Patente, Gutachtertätigkeiten, etc.

Kontextkategorien stellen die *Lehre* und die *akademische Selbstverwaltung* dar, die in die Analyse mit aufgenommen wurden, obwohl sie in der Wissensbilanz nicht abgefragt werden. Erzählungen über letztere Bereiche finden sich jedoch ausnahmslos in allen Interviews wieder und werden als nicht zu vernachlässigende Tätigkeitsfelder reklamiert, was sie aus der Sicht des Feldes im Kontext der Wissensbilanz auch dann als wichtig erscheinen lässt, wenn sie nicht abgefragt und dadurch (positiv) sanktioniert werden.

Zwar stellt die Wissensbilanz kein personenbezogenes Instrument zur Abfrage dar, sondern die Darstellung der „Leistung“ erfolgt auf Instituts- bzw. Fakultätsebene. Trotzdem herrschen bei den Befragten gewisse Bedenken in Bezug auf die persönlich eingetragenen Daten, die dann in akkumulierter Form zur Verfügung stehen. Dies vor allem hinsichtlich ihrer sonstigen möglichen Verwendung, zum Beispiel, um innerhalb der Institute personelle Entscheidungen zu treffen. Aus diesem Grund wurde oft betont, dass manche Personen in der Wissensbilanz „nicht gut wegkommen“, obwohl sie in Arbeitsfeldern wie Lehre und Verwaltung, die nicht bilanziert werden, sehr hohe Leistungen bringen, was als „unfair“ bezeichnet wird.

Da ähnliche Erzählungen durchgehend einen relativ großen Stellenwert in allen Interviews hatten, wurden auch diese Kategorien in die Analyse miteinbezogen, da sie aus den genannten Gründen für die Rekonstruktion des Diskurses um die Wissensbilanzierung wichtig erscheinen.

Kontextkategorie Lehre: In diese Kategorie fallen zunächst sämtliche Aktivitäten, die die Befragten selbst als „Lehre“ bezeichnet haben. Darüber hinaus beinhaltet sie all jene Kommentare, Erzählungen, Meinungen, Assoziationen, die sich ohne eine explizite Nennung um das Tätigkeitsfeld der Lehre formieren.

Beispiele: Lehraufträge, inhaltliche Gestaltung der Lehre, Veränderung der Schwerpunkte in der Lehre durch die neuen Curricula, Betreuung von Diplom-, Master- und Doktoratsstudierenden, etc.

Kontextkategorie Akademische Selbstverwaltung: In diese Kategorie fallen zunächst sämtliche Aktivitäten, die die Befragten selbst als „Verwaltung“ bezeichnet haben. Darüber hinaus beinhaltet sie all jene Kommentare, Erzählungen, Meinungen, Assoziationen, die sich ohne eine explizite Nennung um das Tätigkeitsfeld der Verwaltung formieren.

Beispiele: Bürokratische Aufgaben aller Art, Studienprogrammleitungen, Erstellung neuer Curricula, etc.

Daraus lässt sich die vorläufige Schlussfolgerung ziehen, dass die Befragten alle genannten Arbeitsbereiche „zusammen denken“ und nicht voneinander trennen, wie

dies durch die Form der Abfrage in der Wissensbilanzierung geschieht. „Fehlendes“ wird in den Narrationen ergänzt, da offensichtlich aus der Sicht der Befragten sonst nicht möglich ist, dem Gegenstand gerecht zu werden.

Die Wissensbilanz, die wie oben beschrieben oft synonym für eine ganze Anzahl an Steuerungsmaßnahmen gesehen wird, soll somit in den folgenden Kapiteln durch die Vielzahl der angesprochenen Themen in ihren unterschiedlichen Facetten sichtbar gemacht werden. Auf diese Weise tritt die Vielschichtigkeit des angesprochenen Themenfeldes zutage und die unterschiedlichen Sichtweisen auf die Wissensbilanz zeigen, dass durch die Erzählungen der Umgang mit einem „multiplen Objekt“ beschrieben wird, das nicht als „ein Ding“ gesehen, sondern nur in seiner Komplexität dargestellt werden kann.

V.1.1 Kernkategorie Forschung

Erzählungen über Publikationstätigkeiten und –strategien nehmen einen dominanten Platz in den Gesprächen mit den befragten Personen ein. Viele Geschichten, Gedanken, Erörterungen, Klagen und Sorgen ranken sich um dieses Themengebiet, so dass das Publizieren als *die* forschersche Tätigkeit schlechthin erscheint. Diese Sichtweise macht verschiedene Themenkomplexe auf, die im Folgenden anhand von drei Punkten behandelt werden sollen: Erstens die Grenzen, die zwischen den Disziplinen markiert werden, zweitens der starke Fokus auf ein „Outputobjekt“ von Forschung und drittens Reflexionen über unterschiedliche Publikationsmodelle.

Bezüglich der Forschungsaktivitäten werden von allen Fachbereichen aus Grenzziehungen zu anderen Disziplinen vorgenommen und Unterschiede (seltener Gemeinsamkeiten) behauptet. Grundlage einiger Darstellungen von Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen ist dabei das Argument, dass sich das Design der Wissensbilanz, und dadurch die Leistungsmessung insgesamt, hauptsächlich an naturwissenschaftlicher Erkenntnisproduktion orientiere und dass es für Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen daher schwerer sei, ihre Tätigkeiten auf die jeweiligen Kennzahlen herunterzubrechen.

Anhand dieses im Vorfeld auch öffentlich debattierten Arguments entwickeln sich Narrationen über Grenzen und vermeintliche Grenzen, Ähnlichkeiten und Unterschiede der wissenschaftlichen Disziplinen, die ungefragt eine relativ prominente Stellung in der Gesprächsführung der befragten Personen einnehmen. Eine Geisteswissenschaftlerin spricht gleich am Anfang des Gesprächs, auf die Wissensbilanz angesprochen, vom Unterschied zwischen geistes- und naturwissenschaftlichem „Wissen“, wobei „messbare“ Eigenschaften den Naturwissenschaften zugesprochen werden und mit Attributen wie „operabel“, „operationalisierbar“, „abprüfbar“, „positiv“ verbunden, wie sie „in der Tat“ in den Naturwissenschaften vorhanden seien. Den Geisteswissenschaften werden „weiche“ Eigenschaften zugesprochen, die nicht abprüfbar, sondern „zentral“ sind, „Fähigkeiten“ darstellen, mit „Text“ und „Interpretation“ in Zusammenhang gebracht werden und eher mit „Kreativität“ zu tun haben als mit „hartem“ Faktenwissen. Später fallen im Zusammenhang mit den Geisteswissenschaften die Vokabeln „komplex“ und „diskursiv“. (I4: 179).

„Ich sehe da ein spezifisches Problem oder auch ein bestimmtes prioritäres Feld für die Geisteswissenschaften. Für unsere Fächer denke ich gilt, dass Wissen auch nicht einfach so operabel oder operationalisierbar ist, dass man sagen kann: es gibt wirklich eine abprüfbare Kenntnis von ganz bestimmten positiv vorhandenen Inhalten, wie man das bei den Naturwissenschaften in der Tat kann. Sondern [... zentral ist ...] zum Beispiel die Fähigkeit in Hinblick auf die Textinterpretation kreativ zu werden“ (I4: 21).

Jedoch gibt es bei diesen Reflexionen seitens der GeisteswissenschaftlerInnen auch Positionen, bei denen in Bezug auf die in der Wissensbilanz vorgenommene Leistungsmessung eher die Frage nach dem *wie* gestellt wird. Im Gegensatz zur Position, dass „Messung“ in den Geisteswissenschaften per se nicht möglich und daher nicht angemessen sei, wird sich hier der Diskurs zueigen gemacht und die Idee der Messung grundsätzlich aufgenommen.

„Es gibt diese Mär, dass Naturwissenschaften leichter messbar sind als Geisteswissenschaften. Ich glaube, dass auch Geistes- und Kulturwissenschaften messbar sind, allerdings ist die *Art*, in der Wissenschaft oder Wissen produziert wird, in den Geistes- und Kulturwissenschaften eine andere. Und ich glaube, darin liegt das Problem.“ (I5: 30)

In dieser „Ergänzungserzählung“ steht die Naturwissenschaft nicht als oppositionelles Modell im Raum, sondern eher als Referenzgröße und Orientierungspunkt, mit dem eine gewisse Vergleichbarkeit hergestellt werden soll.

Überlegungen zu „messbaren Einheiten“ werden angestellt und Situationen genannt, die mit dem naturwissenschaftlichen Szenario des „Labors“ in Verbindung gebracht werden.

Somit werden „klassische Methoden“ beider Disziplinen auf eine Stufe der „Wissenschaftlichkeit“ gehoben, was die Frage aufwirft, warum diese Konstruktion vorgenommen und in dieser Deutlichkeit reklamiert werden muss.

„Als messbare Einheit sollte man in den Geisteswissenschaften zum Beispiel die Vorbereitungszeit für Großprojekte vorsehen. Die Denkphase sozusagen, bis etwas die Form eines Projektes annimmt. Weil das auch ein kreativer Prozess ist, der Zeit in Anspruch nimmt: Gespräche, lesen, exzerpieren etc. die klassischen Methoden, das, was bei uns das Labor ersetzt, aber nicht so gut messbar ist. Die Uni versucht das zu steuern, aber das deckt sich nicht mit den Entscheidungen [über Indikatoren], die in der Wissensbilanz getroffen wurden. Es ist noch nicht so weit, dass diese Prozesse sich gefunden hätten. Und darunter leiden wir und das ist ein Thema, das uns beschäftigt.“ (15: 45)

An dieser Stelle werden auch zwei verschiedene Anstrengungen zur Steuerung von Wissenschaft angesprochen, die der Universität Wien und die der (per Gesetz vorgeschriebenen und daher von Seiten des „Staates“ angeordneten) Wissensbilanzierung. Die scheinbar nicht übereinstimmenden Führungsprozesse werden dabei als leidvolles Moment beschrieben und stellen offensichtlich eine mangelnde Hilfestellung für die Orientierung an einer „Messung“ dar. Sie bedeuten darüber hinaus auch eine zusätzliche Quelle der Unsicherheit, da die Frage entsteht, nach welcher Steuerung sich zu richten sei.

Ein dritter Erzählstrang seitens der GeisteswissenschaftlerInnen steht für eine Position, die sich gegen die Konstruktion einer Dichotomie von Geistes- und Naturwissenschaften ausspricht.

„Ich bin genau gegen diesen Dualismus skeptisch, weil man das leicht missbrauchen kann und sagt: bei uns ist alles so inspirativ und nicht messbar und Leistungen sind lauter einzelne Individualgeschichten, da gibt es noch die große Persönlichkeit, für die Wissenschaft braucht man nur den eigenen Kopf und einen Schreibtisch.“ (16: 338)

In der Folge entsteht ein Gespräch darüber, dass auch die Naturwissenschaften nicht „eine Front“ bilden, sondern in sich sehr differenziert sind, was selbst innerhalb der naturwissenschaftlichen Disziplinen dem Gesprächspartner zufolge kaum messbare Vergleichsmomente und konstante Anhaltspunkte möglich macht.

Obwohl der Befragte sich für eine gelebte Vielfalt der Disziplinen und Fachbereiche ausspricht und gegen deren vereinheitlichende Messung, spricht er im oben genannten Zitat vom „Missbrauch“ des Dualitätsarguments, hinter dem sich seiner Darstellung zufolge jene verstecken, die einer Bewertung mit fadenscheinigen Konstruktionen über Wissenschaftlerpersönlichkeiten auszuweichen versuchen. Unklar bleibt in der Darstellung, auf welche Art eine solche „berechtigtere“ Messung durchgeführt werden könnte, die weder das Extrem der allgemeinen Vergleichbarkeit sucht, noch jenes der völligen Abstinenz von Bewertung.

Die Position der SozialwissenschaftlerInnen in diesem Kontext ist nicht durch eine große Auseinandersetzung mit und Diversifizierung von Haltungen zu den verschiedenen Disziplinen geprägt. In Bezug auf die Wissensbilanz reagieren sie durchwegs gelassener auf (teilweise) unpassende Kennzahlen bezüglich der Zuordnung ihres Wissenschaftszweiges. Zwar wird dieser Umstand als „Problem“ bezeichnet, trotzdem liegt die Lösung nahe: nicht Einzuordnendes wird „dazugeschmuggelt“. Dass dies „halt“ mit einer gewissen Leichtigkeit getan wird, täuscht nicht darüber hinweg, dass die Assoziation eines subversiven Grenzübergangs naheliegt.

„Naja, diese Maske hat natürlich unterschiedliche Kategorien. Das ist ein Problem in der Wissensbilanz, dass die Kategorien nicht immer den Wissenschaftsdisziplinen entsprechen. Dass du dich manchmal einfach nicht in dieser Eingabemaske wieder findest. Wo du sagst, wo gebe ich *das* jetzt bitte hinein. Findest du es nicht, dann musst du es irgendwo dazuschmuggeln.“ (I1: 96)

Von Seiten der NaturwissenschaftlerInnen kommen am wenigsten Erzählungen zur Frage der Disziplinendifferenz. Auch bezüglich der Einordnung des eigenen Fachgebietes werden keine größeren Überlegungen angestellt und ob dieses genau passt oder nicht scheint nicht von großer Bedeutung zu sein. Eine betont gleichgültige Haltung gegenüber der Wissensbilanz, die durch einen Rückzug auf „die minimalen Anforderungen“ besteht, lässt sich zwar für die NaturwissenschaftlerInnen nicht generalisieren, wohl aber die geringe Wichtigkeit, die der exakten Zuordnung des Fachbereiches beigemessen wird. Das folgende Beispiel bezieht sich auf das Fach Chemie, das aus zahlreichen Subdisziplinen besteht, auf deren genaue Bezeichnung durchaus Wert gelegt werden könnte.

„Man muss dazu sagen, was diese Wissensbilanz angeht, habe ich mich auf die minimalen Anforderungen zurückgezogen, das heißt ich habe meine aktuellen Publikationen und meine aktuellen Vorträge und so weiter eingegeben. Ich habe mir

nicht die Mühe gemacht, ein Forschungsprofil zu erstellen, wie es da gefordert war und bei der Frage, welchem Forschungsgebiet man sich zuordnet, da habe ich Chemie eingetragen und das war es.“ (I8: 81)

Im Laufe der Interviews kam häufig zur Sprache, wie sehr nach Ansicht der befragten Personen Steuerungsinstrumente aller Art durch ihre Art der Abfrage und Messung einen Fokus auf ein bestimmtes Ergebnis der Forschung setzen, die Publikation. Andere Elemente und Prozesse der Forschungstätigkeiten (wie z.B. Laborarbeit, Wartungen, Datenerhebung, Textarbeit, Recherchen, etc.) rücken dadurch scheinbar in den Hintergrund der Aufmerksamkeit. Dies hat zur Folge, dass das „Outputobjekt“ übergeordnet wirkt, während andere Aspekte der Forschung weniger wichtig erscheinen, was von WissenschaftlerInnen aller Disziplinen kritisch kommentiert wurde. Erzählungen in diesem Kontext ziehen sich quer zu den Disziplinen in Form von Reflexionen zu wissenschaftlicher „Qualität“ und Quantität“ durch die Interviews.

„Das heißt: es geht da nicht mehr um die *Kumulation* von Wissen zur Lösung gesellschaftspraktischer Probleme, die durchaus einen globalen und regionalen Aspekt haben können, sondern es geht ausschließlich um die Frage, bestimmte *Aufsätze* in einem bestimmten *medialen Rahmen* zu präsentieren, die dann möglicherweise eben die Leistungen Anderer übertreffen sollen. Und darin sehe ich etwas grundsätzlich Problematisches, weil dieses Wissen natürlich eigentlich eine Qualität darstellt“ (I3: 47)

Ein wiederkehrendes Erzählmuster ist die Infragestellung der Idee, aus den messbaren Eigenschaften der Forschungsergebnisse Rückschlüsse auf deren Güte ziehen zu können, was aus der Sicht der Befragten durch die Wissensbilanzierung (und generell durch eine Orientierung an Indikatoren) geschieht. Dieses Vorgehen wird generell als verfehlt abgetan, zumindest wird zwischen den verschiedenen Modi der Bewertung eine klare Trennung reklamiert.

„Im Prinzip geht es ja nur um eine Quantifizierung, nicht? Das heißt, ich kann sagen: ich habe im Beobachtungszeitraum so und so viele Vorträge gehalten und Artikel publiziert, aber über die Qualität der geleisteten Arbeit lässt das keine Rückschlüsse zu.“ (I2: 70)

Bei der „Quantifizierung“ geht es „nur“ um eine Abfrage der Mengen, womit das eigentliche Ziel der Beurteilung offensichtlich nicht erreicht werden kann, da sie darauf „keine Rückschlüsse“ ermöglicht. Dass zwischen Messung und Interpretation ein großer Bewertungsspielraum liegt, wird von den GesprächspartnerInnen auf vielfältige Weise deutlich gemacht; auch, dass zwischen beiden gar kein Zusammenhang bestehen muss:

„Das, was wir jetzt machen ist aufzählen, wir bewerten ja nicht, sondern wir zählen.“
(I1: 209)

Die Frage der Messung von Wissenschaft führt in den Gesprächen zu kritischen Reflexionen über Methoden der akademischen Bewertung, die insofern an die Wissensbilanzierung anknüpfen, da sie durch die Indikatorisierung in diese einfließen. Dabei handelt es sich meist um Verlusterzählungen, die auf die ein oder andere Art suggerieren, dass ein einmal erreichter Zustand durch die gängigen Methoden der Bewertung untergraben wird und nicht gehalten werden kann.

„Es gibt dann Zitationszirkel von Leuten, die sich wechselseitig stützen und damit natürlich den Impact-Faktor steuern. Das sind alles Faktoren, von denen ich nicht sicher bin oder auch im Grunde bezweifle, dass sie wirklich die Qualität der wissenschaftlichen Leistung widerspiegeln. Und wenn ich jetzt ganze Heerscharen von jungen Wissenschaftlern auf dieses Pferd setze, sehe ich eher einen Verlust an Qualität“
(I3: 63)

Im Zusammenhang mit der Qualitäts-“Messung“ und der Frage nach ihrer Aussagekraft liegt der Verlust jedoch teilweise nahe bei einer gewissen Lösungsorientierung, die Entscheidungsfreudigkeit verlangt und gerechtfertigt werden muss.

„Es versteht sich von selbst, dass Zitierungen auch davon abhängen, wie groß die Community ist, nicht nur von der Güte dessen, was publiziert wurde [...]. Herr Y hat zum Beispiel eine gesamte Forschungsrichtung aufgegeben, weil da zu wenige Zitierungen drinnen waren“ (I9: 172)

Zwar mischen sich die „Verlusterzählungen“ oft mit einem Unterton der Sorge um das „Befinden“ der Wissenschaft und werden mit einer gewissen Dringlichkeit vorgetragen. Die Reaktion auf das Dilemma von Qualität und Quantität ist jedoch nicht zuletzt von ironischer Pragmatik gefärbt, zum Beispiel in Bezug auf die an die WissenschaftlerInnen über mehrere Kanäle gestellte Forderung, mehr zu publizieren.

„Wir schreiben Paper, und ich sage immer „Papierd'l“ dazu, ein bisschen abfällig: „Papierd'l zählen“. Ganz beliebt: reuse¹³². Man hat ein Thema, schreibt es einmal auf Deutsch, einmal auf Englisch, einmal aus der Sicht von dem, einmal aus der Sicht von dem, und hat vier Publikationen. Nein, Entschuldigung, dieses System fordert und fördert das! Und ich als Betriebswirt, mein Schwerpunkt ist Effizienzmessung, finde das auch legitim. Wenn uns ein System das als Ziel gibt, dann arbeiten wir auf dieses Ziel hin. Und dann haben wir vier „Papierd'l“, wo eigentlich das gleiche drin steht.“ (I1: 454)

¹³² Anmerkung: to reuse, englisch für wiederverwerten.

Die Entscheidungen über Zielsetzungen werden in diesem Fall delegiert und ein zuvor angesprochener Qualitätsverlust als Auswirkung des „Systems“ dargestellt. Sich den Systemvorgaben entsprechend zu verhalten ist „legitim“, also zwar rechtmäßig, aber nicht unbedingt wünschenswert, was durch die kaum verborgene Ironie zum Ausdruck gebracht wird.

In den Reflexionen kommt jedoch nicht nur die Sorge über die Verknüpfung von „Wissenschaftlichkeit“ mit operationalen Indikatoren zum Ausdruck, sondern in der Selbstreflexion auch die Feststellung, dieses Denkschema bewusst oder unbewusst zu übernehmen und zu internalisieren, was recht drastisch mit einer „Gehirnwäsche“ verglichen wird.

„Man kann sich dem nicht entziehen, das ist so ein bisschen brainwashing, man kann dann nicht mehr vorurteilsfrei daran gehen [an die Bewertung von Qualität]. Wenn ich auch dieses System sehr kritisch sehe, und vielleicht auch ablehne, irgendwo im Hinterkopf ist das drinnen, und man bewertet dann die Wissenschaft, das geht schlagartig. Was genau das ist, was ich *nicht* will, ja, aber das ist durch die Menge der Publikationen und dass man sie nicht alle lesen kann, bedingt dass man dann auf solche Maßzahlen zurück greift, und ich glaube gerade wir als Physiker oder Naturwissenschaftler sollten wissen, dass eine einzige Zahl so ein komplexes System dermaßen unzureichend beschreibt, dass man es lieber lassen sollte. (I9: 198)

Die Orientierung an Maßzahlen wirft auch die Frage nach den Publikationsformen der verschiedenen Disziplinen auf, was vor allem Personen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften zur Sprache bringen, indem sie deren scheinbare Unvergleichbarkeit thematisieren. Diese bezieht sich sowohl auf die verschiedenen Textsorten (Artikel, Buch, Monographie, etc.) als auch auf die unterschiedliche Publikationsfrequenz und die Sprache, in der publiziert wird. Die (noch vorhandene) Vielfalt an Publikationsformen steht den Erzählungen der befragten Personen nach im starken, und oft als ungerechtmäßig empfundenen Gegensatz zu der einseitigen Abfrage, die sich an englischsprachigen Artikeln in renommierten Fachzeitschriften orientiert. Ein Beispiel für die in diesem Zusammenhang dargestellte scheinbare Diskrepanz zwischen „wissenschaftlich anerkannter Leistung“ und die in der Wissensbilanz „gemessene Leistung“ wird im Folgenden recht deutlich ausgedrückt, wobei der erzeugte Leidensdruck sich in der pejorativen Wortwahl widerspiegelt.

„Auch wenn sie [Gesetzeskommentare] vielleicht die Wissenschaft und die Forschung wesentlich weiter bringen und es uns einen guten Ruf bringt, zählt das nicht, weil es nicht irgendwelche „blöden Punkte“, also Punkte in irgendwelchen gerankten internationalen Journals sind, wo man damit gar nicht hinein kommt. Das Problem gibt

es natürlich quer über die gesamte Uni, aber auch schon innerhalb eines Fachgebietes “
(I1: 47)

RepräsentantInnen von Fächern, in denen Artikel nicht die bevorzugte Publikationsform darstellen, fühlen sich den Erzählungen zufolge in der Wissensbilanzierung (jedoch auch in anderen Kontexten der Beurteilung) benachteiligt, da sie ihre Performanz nicht adäquat nach außen präsentieren können. Nach wie vor gelten zum Beispiel in den Geisteswissenschaften das Buch und die Monographie als Kür der wissenschaftlichen Leistung, die allerdings durch akademische Messinstrumente nicht als solche honoriert wird.

„Man kann so gut und viel in Zeitschriften publizieren, aber das *Buch* hat noch einen Wert, und wenn es ein gutes Buch ist, soll es auch lange gelesen werden. Es soll gar nicht jedes Jahr ein neues Buch heraus kommen. Und da liegt auch ein bisschen die Krux. Bücher werden nicht unbedingt neu aufgelegt, was ja eine messbare Möglichkeit wäre. Aber es gibt Bücher, die wirklich nur in 500 Exemplaren in Bibliotheken sind und trotzdem wissenschaftlich sehr wichtig und wertvoll“. (I5: 91)

Die Andersartigkeit der Publikationstraditionen schlägt sich außerdem auf die Sprache nieder, in der veröffentlicht wird. Im Gegensatz zu NaturwissenschaftlerInnen, die weltweit hauptsächlich in englischer Sprache kommunizieren, ist dies bei vielen Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen (noch) nicht der Fall. Für letztere wird es im Gegenteil in manchen Fällen als Qualitätsausweis gesehen, in der beforschten Sprache zu publizieren. Dass diese spezifischen Publikationen entsprechend weniger rezipiert und von einem kleineren Kreis zitiert werden, stellt nun durch die Messung von Quantität ein massives Problem z.B. für PhilologInnen dar. Da der Impact Factor aber im wesentlichen von diesen Kriterien abhängt, haben englischsprachige Zeitschriften automatisch einen viel höheren Impact Factor als z.B. griechische – auch wenn diese für eine bestimmte Gruppe von ForscherInnen die wissenschaftlich relevanteren Organe sind. Eine Veränderung dieser Kommunikationsformen würde den Darstellungen zufolge eine nicht wesentliche Umformung wissenschaftlicher „Gewohnheiten“, betreffend Darstellungsform und –Menge, Publikationsorgane und Zielgruppen.

„Grundsätzlich würde ich sagen, dass es ein guter Ansatz ist, auf die Rezeption von Dingen zu schauen, um ihre Bedeutung zu messen. Wie weit sich das sinnvoll quantifizieren lässt, ist natürlich eine gewisse Problematik die damit zu tun hat, dass die Scientific Community [...] in Wirklichkeit doch sehr stark unterteilt ist nach nationalen Forschungstraditionen, nach unterschiedlichen Epistemologien, nach Sprachzugehörigkeit.“ (I2: 151)

Eine generelle Bereitschaft, in Bezug auf neue Kommunikationsformen „umzudenken“, wird an mehreren Stellen der Interviews deutlich, allerdings funktioniert die akademische „Wirklichkeit“ den Darstellungen zufolge noch entlang etablierter wissenschaftlicher Kriterien, was als Diskrepanz zwischen wissenschaftlichen Anforderungen und bilanzierter Leistungsmessung angesehen wird. In diesem Kontext wird auch auf die politische Ebene verwiesen:

„Ich denke, dass hier gegensätzliche Kräfte innerhalb der [Europäischen] Union arbeiten. Nicht? Die Union verkündet *immer* wieder, wie wichtig ihr die Vielsprachigkeit ihrer Kulturen ist ... also das sind widersprüchliche Aktionen. Einerseits können Sie die tollsten Forschungsprojekte von Brüssel finanziert bekommen, wenn Sie irgendwas mit einreichen und andererseits müssen Sie aber alle Ergebnisse auf Englisch publizieren. Also das sind Dinge, wo ich mir denke: das ist Politik, das sind politische Entscheidungen.“ (I5: 557)

Vielen der oben genannten Punkte ist gemeinsam, dass bei den Erzählungen über die Forschungstätigkeiten von einer empfundenen Diskrepanz zwischen „anerkannter wissenschaftlicher Leistung“ und „bilanzierter, gemessener Leistung“ gesprochen wird. Aus diesem Blickwinkel gesehen, drücken die einzelnen Narrationen zusammengefasst die Bedenken der befragten Personen bezüglich der Wirkungen der Governancemaßnahmen aus. Sie konstatieren, dass durch die Steuerung mehr oder weniger direkt in das fachliche Geschehen eingegriffen wird, indem durch sie nahegelegt wird, „strategische“ gegenüber „wissenschaftlichen“ Entscheidungen auszuspielen, um in der Leistungsmessung und folglich in der Budgetzuweisung möglichst gut abzuschneiden. Dies gehe, so die Behauptung, allerdings nicht selten zu Lasten der Wissenschaftlichkeit, die es ja eigentlich zu überprüfen und damit zu sichern gilt. Dieses Paradox zieht sich nicht nur durch die Gespräche über die forschenden Aktivitäten der befragten Personen, sondern betrifft auch die anderen Arbeitsbereiche, wenn auch in anderer Form.

V.1.2 Kernkategorie Wissenstransfer

Im Bereich des Wissenstransfers gibt es vielfältige Aufgaben, die je nach Disziplin verschieden sind und dadurch schwer vergleichbar hinsichtlich ihrer „Bemessung“ und

der dadurch entstehenden Problematiken. Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen sehen sich (teilweise) mit neuen Herausforderungen konfrontiert, zum Beispiel, eine institutseigene PR-Abteilung aufzubauen und ihre Arbeit durch neue Kooperationen an eine breitere Zielgruppe zu kommunizieren (I5: 292). In den Gesprächen ist eine gewisse Unsicherheit über die Relevanz und die Form von Öffentlichkeitsarbeit spürbar, die sich in der Frage ausdrückt, wie „wichtig“ dieser Bereich einzuschätzen sei. Seitens der Akteure wird ein Wandel der Aufgabenbereiche festgestellt, da „früher“ der Außenkontakt keine große Rolle gespielt habe, „heute“ dieser Bereich aber immer wichtiger zu werden scheint.

„Das war vielleicht früher nicht so, aber früher liegt schon sehr weit zurück, das ist hier das Problem. Also ich denke, es sind sicher zwei Generationen an Akademikern, die schon mit der Öffentlichkeitsarbeit sehr intensiv konfrontiert wurden und das machen müssen. (I5: 286)

Das „Problem“ heutiger AkteurInnen besteht teilweise darin, dass die Orientierung daran, was „früher“ (und teilweise noch zur Zeit der eigenen akademischen Sozialisation) angemessen war, nicht möglich ist, AkademikerInnen von heute diese Aufgaben aber übernehmen „müssen“. In den Gesprächen mit den GeisteswissenschaftlerInnen kommt diesbezüglich eine Diskrepanz zur Sprache, da es zwar in der Wissensbilanz (und in anderen Instrumenten der Abfrage) keine entsprechenden Kennzahlen für „Öffentlichkeitsarbeit“ im weitesten Sinn oder „populärwissenschaftliche“ Tätigkeiten (z.B. Veröffentlichungen in Tageszeitungen, Unterstützung von AusstellungskuratorInnen, etc.) gibt - und damit auch keine positive Sanktionierung. Dennoch wird über andere Wege die Forderung an ProfessorInnen herangetragen, ihr Fachwissen nach „außen“ zu kommunizieren.

„Es gibt [in der Wissensbilanz] keinen Rahmen für publizistische Formen in den Medien, und das mache ich jetzt oft. Ich weiß auch, dass das dort nicht vorgesehen ist, mit dem Argument, ein Artikel in der Zeitung ist ja nicht ernst zu nehmen usw... Aber das finde ich nicht, weil eine andere konträre Anforderung, die an uns gestellt wird, ja immer heißt, man soll die Wissenschaft nicht im Elfenbeinturm und hinter verschlossenen Türen betreiben sondern möglichst nach außen kommunizieren und an die Medien. Und es gibt ja inzwischen auch bestimmte Preise, die diesen Außenkontakt honorieren. Also wenn ich nun über einen bestimmten Autor eine Rezension schreibe, oder in einer Sendung auftrete und da mitteile, was wir auf der Hochschule dazu forschen, dann sehe ich das schon auch als eine Leistung, die da erfasst werden sollte und das ist überhaupt nicht der Fall“ (I4: 262)

Artikel in Medien wie Tages- und Wochenzeitungen werden von GeisteswissenschaftlerInnen als ihr außeruniversitäres „Métier“ und Betätigungsfeld

beschrieben, auch herrscht hier ein gewisses Sendungsbewusstsein, Fachwissen, Ideen, Rezensionen in eine breitere Öffentlichkeit zu tragen.

„Zeitungsartikel – das ist denk ich die Stärke der Geisteswissenschaften. Also, es ist in jedem „Spectrum“¹³³ jemand von der Uni Wien, jede Woche. Ja? Also das läuft automatisch bei uns. Ist die Frage, wieviel man schreiben soll und wie es eine Kollegin von mir formuliert hat: „Also, wenn man ununterbrochen für die Öffentlichkeit schreibt dann schreibt man für die Wissensbilanz weniger“ ... Das sind so Themen, ja. Aber sicher, Zeitungsarbeit ist wichtig, Medienarbeit.“ (15: 343)

Jedoch sieht es auch ein Naturwissenschaftler als seine gewissermaßen „moralische Verpflichtung“ an, sich solchen Aufgaben nicht zu verweigern, mit der Begründung, auf diese Art etwas „geben“ zu können, was nicht anders zu verwirklichen sei.

„Ich habe auch eine Verpflichtung, ich bin beim Bund angestellt und ich verdiene mein Geld durch das Geld der Steuerzahler, und da bin ich auch verpflichtet der Öffentlichkeit zumindest in dieser Form etwas zurück zu geben“ (19: 224)

Erschwert wird die Öffnung nach außen aber nicht nur durch den akuten Zeitmangel und die zweideutige Steuerung in Bezug auf „Medienarbeit“, sondern auch durch eine Kultur der Abwertung von KollegInnen, die teilweise die Öffentlichkeitsarbeit als Popularisierung von Wissenschaft aburteilt. Hier scheiden sich die Geister, was eine Orientierung an gängigen Handlungsnormen noch schwieriger macht.

„Ja, und da wird mit der Unterstellung gearbeitet: das sei eigentlich nicht Wissenschaft sondern nur Popularisierung, und da gibt es auch Kollegen, die viel in den Medien sind – die werden dann gleich unter den Verdacht gestellt, ein Schnittlauch auf jeder Suppe zu sein. Und natürlich muss man sich das auch genauer anschauen. Also ein Artikel in einer Zeitung kann genau so gut oder schlecht sein wie eine Hochschulschrift - aber prinzipiell fände ich das schon nicht ganz überflüssig, drüber nachzudenken, ob man diese Formen nicht auch berücksichtigen kann“ (14: 280)

Zwar wird die Möglichkeit, weniger populärwissenschaftliche Arbeit zu leisten, in Betracht gezogen, doch erscheint dies als wenig attraktive Lösung des oben genannten Dilemmas.

„Ich denke, das Spannende an einer Universität, im Gegensatz zu einem Forschungszentrum, ist, dass man ständig damit konfrontiert ist, wie man das Wissen, das man für die Peers, für die Kollegen produziert, auch verständlich machen kann für eine breitere Gruppe – seien es die Anfängerstudierenden oder sei es dann die breitere Öffentlichkeit. Und ich glaube, das ist, was ich an dem, was ich mache, liebe und das möchte ich auch behalten. Und deswegen glaube ich, dass die Wissensbilanz das berücksichtigen sollte.“ (15: 265)

¹³³ Anmerkung: Das „Spectrum“ ist die Wochenendbeilage der Tageszeitung „Die Presse“.

Von Seiten der NaturwissenschaftlerInnen wird der Wissenstransfer zwar angesprochen, jedoch ranken sich um diesen Bereich bei weitem nicht so viele Erzählungen wie zum Beispiel um die Publikationstätigkeiten. Dieser als so selbstverständlich empfundene Bereich wurde eher als Beispiel für die zeitliche Belastung durch die Wissensbilanzierung und den als unnötig empfundenen Detailreichtum der Abfrage wahrgenommen. So wird zum Beispiel die Gutachtertätigkeit als „alltäglich“ und „normal“ erachtet und der Nachvollzug, beziehungsweise die Rekonstruktion dieser und ähnlicher Tätigkeiten als besondere Zumutung empfunden.

„Ich war eigentlich ein bisschen sauer, dass ich das alles machen muss, weil, diese hunderttausend Dinge die da abgefragt werden, zum Beispiel ist da ein Punkt, ob man als Gutachter in Zeitschriften fungiert. *Natürlich* mache ich das, aber ich habe jetzt wirklich keine Lust - ich speichere das ja auch für mich selber nicht, ich könnte gar nicht nachvollziehen, welche Artikel ich in welchen Zeitschriften in den letzten zwei Jahren begutachtet habe.“ (I8: 158)

Einsichtiger erscheint es, Lizenzvergaben und Patentierungen abzufragen, wobei sich für die betreffenden Personen die Frage nach der Gewichtung dieser Daten stellt. Es kommt auch der Unterschied zwischen Grundlagenforschung und angewandter Forschung zur Sprache, der eine Bemessung und Bewertung nach Maßzahlen aus der Sicht einer Naturwissenschaftlerin noch schwieriger macht.

„Man muss das immer so sehen: wie weit angewandt ist die Forschung eigentlich? Und da spielt das *Patent* natürlich eine wesentlich größere Rolle als eine gleichwertige [Erkenntnis] als *Paper*.“ (I7: 65)

Ein Punkt, der im Kontext des Wissenstransfers quer zu allen Disziplinen zur Sprache kommt, ist die Delegation der anfallenden „Öffentlichkeitsarbeit“. Hierzu ist die Haltung je nach Disziplinen sehr unterschiedlich. Das Übergeben der diesbezüglichen Aufgaben ist für NaturwissenschaftlerInnen selbstverständlich und offensichtlich leicht zu handhaben, da dies auch institutionell so vorgesehen ist.

„Unsere Public Relation sitzt im sechsten Stock, und da gibt es extra Leute, die nur für so etwas angestellt sind.“ (I7: 192)

Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen hingegen sehen sich ihres Erachtens so heterogenen und neuartigen Aufgaben gegenüber, dass es für sie schwierig ist, diese zu delegieren.

In Bezug auf den Wissenstransfer kreist eine weitere Narration um eine Öffentlichkeit, die als solche oft nicht identifiziert und angesprochen wird, jedoch in ProfessorInnenkreisen sehr wohl wahrgenommen, aber „vermisst“ wird: die inneruniversitäre Öffentlichkeit. Hier wird seitens der Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen ein „Kommunikationsdefizit“ konstatiert, das darauf aufmerksam macht, dass nicht nur der Austausch mit und das „Image“ vor anderen Bezugsgruppen als wichtig erachtet wird, sondern ein vermehrter Austausch (mit fachfremden) KollegInnen mit einer „Stärkung“ nach innen hinein assoziiert wird.

„Meiner Meinung nach ist die erste Öffentlichkeit, die nicht ganz angesprochen wird, die inneruniversitäre Öffentlichkeit. Es wäre sinnvoll, wenn die Fakultäten untereinander auch eine Kommunikationsebene finden würden. [...] Wir brauchen ein bisschen Stärkung, nicht nur unsere Images für die große Öffentlichkeit, sondern unser Uni-internen Image. Also, das wäre ein Kommunikationsdefizit, das ich erkenne. Wir treffen uns nur zu administrativen Sitzungen, und das ist nicht Sinn der Sache.“ (I5: 287)

Es wird in der Folge als wichtig beschrieben, ein Gefühl dafür zu bekommen, woran KollegInnen arbeiten, was jedoch oft nicht der Fall zu sein scheint und als leidvoll empfundener Mangel wahrgenommen wird.

„Wir reden überhaupt nicht mehr miteinander. Ich weiß nicht einmal, was die Leute vis à vis von mir publizieren. Wir diskutieren überhaupt nicht mehr. Weil wir so einen Stress haben mit Verwaltung, mit Prüfungen, mit ... Die Diskussion geht verloren.“ (I1: 427)

Von Seiten der NaturwissenschaftlerInnen wird dieses „Defizit“ nicht angesprochen, von Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen jedoch als notwendiger Raum der Kommunikation abseits von „Messung“ und „Bewertung“ reklamiert.

V.1.3 Kontextkategorie Lehre

In Bezug auf die Lehre zieht sich dominant durch die Interviews, dass die Lehrleistung in der Wissensbilanz nicht ausreichend bzw. gar nicht berücksichtigt wird. Zwar herrscht in Bezug auf die Vernachlässigung der Lehrleistungsmessung Einmündigkeit quer durch alle Disziplinen, allerdings unterscheidet sich die Art der Kritik und deren Argumentation.

In den Geistes- und Sozialwissenschaften sind Lehre und Forschung relativ verschränkt organisiert und werden dadurch von denselben Personen durchgeführt. Es wird zwar eingeräumt, dass manche Evaluationen durchaus gesamtheitlich beide Tätigkeitsbereiche abdecken, jedoch scheint der Wissensbilanz ein Status der Wichtigkeit und Sichtbarkeit eingeräumt zu werden, an dem die Nichtberücksichtigung erbrachter Lehrleistungen unangenehm auffällt.

„Für mich wäre etwas wichtig, das an der Universität Wien noch nicht erreicht ist, nämlich die Leistung nicht nur an den Publikationen und an der sozusagen engen wissenschaftlichen Leistung zu messen, sondern auch an der Lehre. Mir scheint das zwar immer gesagt zu werden aber in den kritischen Momenten, wo Wissensbilanz gezogen wird, ist die Lehre immer sekundär.“ (I5: 17)

Der Aussage zufolge werden Forschung und Lehre nur im offiziellen Universitätsdiskurs auf eine Ebene gestellt, während die Lehre jedoch dann, wenn es darauf ankommt und „kritisch“ wird, „sekundär“ eingestuft wird. In diesem Kontext wird von Seiten der Sozial- und GeisteswissenschaftlerInnen die generelle Besorgnis um den Stellenwert der Lehre laut. Sie beklagen, dass aufgrund der Schwerpunktsetzung der Wissensbilanzierung auf „Forschungoutput“ die qualitativ ins Hintertreffen geratende Lehre noch weiter vernachlässigt wird, denn die Energie fließt den Darstellungen zufolge eher in „lohnenswerte“ Kanäle, in denen „gepunktet“ werden kann.

„[Die Betreuungszeit] ist aber ein Parameter, der ist nicht abfragbar und er kommt auch nicht vor, sodass Kollegen, die punkten wollen, die Zeit lieber ihren Publikationen schenken oder eben den Auswärtsvorträgen“ (I4: 148)

Als eigentliches Ziel der Lehre wird die Fähigkeit beschrieben, StudentInnen darin anzuleiten, in Hinblick auf den Fachbereich kreativ zu werden, sich in einem Regelkreis die eigene Methodik selbst zu entwickeln, innovativ zu sein und dadurch Dinge zu sehen, die auf diese Art vorher noch niemand gesehen hat. Als besonders wichtig wird unter dem Schlagwort der „forschungsgeliteten Lehre“ (I5: 226) hervorgehoben, fortgeschrittene Studierende in laufende Wissensprozesse einzubinden, ihnen die Erkenntnis zu ermöglichen, wie sie zu Wissen gelangen können und welche Strukturen dafür notwendig sind. Die institutionellen Möglichkeiten und der Wille hierzu werden jedoch nicht als ausreichend empfunden. Außerdem werden diese als zeitraubenden und „undankbar“ empfundenen (obwohl in Wirklichkeit als „anspruchsvoll“) beschriebenen Tätigkeiten durch den erhöhten Druck auf die Lehrenden zunehmend vernachlässigt.

Dieser Umstand wird in fast allen Interviews mit Bedauern festgestellt und auf längere Sicht als negative Entwicklung eingeschätzt.

„Also im Prinzip mache ich schon auch meine Lehre, aber das habe ich ein bisschen reduziert. Also, ich mache das nötige Pensum und mehr nicht.“ (I2: 337)

Anders als in den Geistes- und Sozialwissenschaften finden im naturwissenschaftlichen Rahmen Forschung und Lehre relativ getrennt voneinander statt (I7: 94).

Innerhalb der einzelnen Spezialgebiete werden oftmals arbeitsteilige Teams gebildet, wodurch auf einzelne Personen schwerpunktmäßig mehr Lehr-, Forschungs- oder Administrationsaufgaben entfallen.

„Die Lehre [...] ist sicher etwas, das mich sehr fordert und was den Großteil meiner Leistungsfähigkeit abzieht. Es ist so, dass wenn ich Wissenschaft betreibe, sich das in erster Linie darin auswirkt, dass ich andere Leute im wissenschaftlichen Arbeiten *anleite*, das heißt ich betreue eine wechselnde Anzahl von Dissertanten und Diplomanden, und das wesentliche, was ich sozusagen als wissenschaftlich Leistung mache, ist erstens einmal, mir im Vorfeld die Projekte zu überlegen und auszuformulieren und die Gelder einzuwerben. Und dann zweitens die Leute, die das dann in die Tat umsetzen, entsprechend *anleite*.“ (I8: 21)

Vor diesem Hintergrund wird von Seiten der NaturwissenschaftlerInnen noch eine andere Facette der Kritik an der nicht stattfindenden Messung von Lehrleistungen laut: jene der individuellen Benachteiligung. Zwar ist die Wissensbilanz kein Instrument zur personenbezogenen Abfrage, trotzdem besteht die Angst, dass die eingegebenen Daten für eine persönliche Bewertung herangezogen werden könnten.

„In unserer Forschungsgruppe gibt es eben Leute, die fast ausschließlich mit Lehre ausgelastet sind, die stehen dann irgendwie in dieser Wissensbilanz, wo abgefragt wird, wie viele Gäste sind zu dir gekommen, wie viele Publikationen, welche Vorträge hast du gehalten, die kommen da scheinbar schlecht weg. Na, die *kommen* schlecht weg. Und das find ich einfach unfair. [...] Man sollte sich davor hüten, diese Wissensbilanz - da hab ich ein bisschen Angst - zu nehmen und einzelne Personen danach zu beurteilen.“ (I9: 551)

Die in der Lehre tätigen NaturwissenschaftlerInnen fühlen sich dadurch strukturell benachteiligt, während Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen eher deren scheinbar generelle „Abwertung“ beklagen.

Der hohe Leistungsdruck auf das Lehrpersonal entsteht auch durch Entwicklungen, die eher durch andere hochschulpolitischen Tendenzen ausgelöst werden und nur indirekt durch die Wissensbilanzierung wirken, aber in diesem Zusammenhang genannt werden. Die Neustrukturierung der Curricula im Zuge des Bologna-Prozesses zum Beispiel hat eine drastische Veränderung des Verhältnisses Lehrende-Studierende zur Folge. Die

Teilungsziffern für Lehrveranstaltungen der Studieneingangsphase wurden stark angehoben, was als extreme Verschlechterung der Lehrbedingungen beklagt wird.

„Eine Idealgruppe [im Seminar] hat 12 bis 15 Mitglieder und alles was darüber hinausgeht, ist didaktisch und pädagogisch eigentlich Unsinn. Und ich beobachte die gegenteilige Entwicklung bei uns. In der neuen Studienplanung für Bachelor und Masterplan wird die Teilungsziffer für die Lehrveranstaltungen ständig hinauf gesetzt. Jetzt liegt sie irgendwo bei 50 im neuen Studienplan. [...] Auch in der Studieneingangsphase sehe ich extreme Verschlechterungen. Diese Bedingungen erzeugen natürlich bestimmte Formen des Wissens. Wenn ich eine Einführungsvorlesung für 500 Hörer konzipiere, dann werde ich die nicht alle prüfen können, so dass ich z.B. eine multiple-choice Prüfung vorschlagen muss, um das bewältigen zu können.“ (I4: 161)

Durch die neuen Massenveranstaltungen entstehen der Darstellung zufolge große Veränderungen in der Lehre, was die vermittelten Wissensformen betrifft. Um eine größere Hörerschaft zu bedienen, werden auch in Geistes- und Sozialwissenschaften multiple-choice-Prüfungen eingesetzt, die es unmöglich machen, komplexere Sachverhalte zu erörtern und abzufragen. Zu vermittelndes Wissen muss von Anfang an so organisiert und dargelegt werden, dass es zu den neuen Prüfungsmodalitäten passt, was dazu führen kann, dass Darstellungen, die über „oppositionelle Konzepte“ (I4: 176) hinaus eine höhere Kompliziertheitsstufe erhalten, nicht mehr oder nur noch in sehr eingeschränkter Form unterrichtet werden, was sehr skeptisch beurteilt wird. Auch verschiebt sich das Problem der zu bewältigenden Massen an Studierenden in der Praxis auf die akademischen LehrerInnen. Die neuen Entwicklungen der Curricula und Steuerungsinstrumente unterstellen allen Disziplinen eine bestimmte Art der Wissensproduktion und -vermittlung, die tendenziell an die naturwissenschaftliche Arbeitsweise angelehnt zu sein scheint. GeisteswissenschaftlerInnen beklagen, dass ihre Art des Wissens und der Wissensvermittlung, die häufig diskursiver Natur ist, unter den neuen Bedingungen zu wenig Berücksichtigung findet und dadurch massiv eingeschränkt wird.

Allerdings sehen die Befragten hier keine Handlungsmöglichkeiten innerhalb der Universität Wien, sondern verweisen auf die politische Ebene.

Als Beispiel für einen sich abzeichnenden Wandel in der Lehre wird die bisherige Einheit von Forschung und Lehre genannt, die gerade im Begriff ist, politisch aufgeweicht und langsam getrennt zu werden, ähnlich dem Modell der Naturwissenschaften.

Zumindest werden jüngste Entwicklungen und Entscheidungen auf hochschulpolitischer Ebene sowie innerhalb der Universität Wien von den Befragten so gedeutet.

Um dieser Entwicklung etwas entgegenzusetzen, wäre es den Befragten zufolge angemessen, auch die Lehre in umfangreicher Form zu bilanzieren, Lehrleistungen positiv zu sanktionieren und dadurch Wertschätzung zu zeigen.

Am Beispiel der Kontextkategorie Lehre wird besonders deutlich, dass ProfessorInnen die von ihnen ausgeführten Tätigkeiten nicht getrennt sehen – auf der einen Seite die Forschung und auf der anderen Seite die Lehre – sondern diese als *ein* Arbeitsfeld sehen, das nicht ohne weiteres in seine Bestandteile zergliedert werden kann.

V.1.4 Kontextkategorie Akademische Selbstverwaltung

Der Arbeitsbereich der akademischen Selbstverwaltung wird von den GesprächspartnerInnen aller Disziplinen als relativ umfangreich und „erdrückend“ geschildert. Vor allem Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen beschreiben die zahlreichen Aufgaben als Bürde, und der Leidensdruck diesbezüglich scheint beträchtlich zu sein. Den Erzählungen zufolge haben sich die Aufgaben seit Einführung der Universitätsautonomie noch vervielfacht, was eine befragte Geisteswissenschaftlerin als „fatal“ und „leistungsfeindlich“ beklagt und als „ungeheure“ Einbuße an Zeit, die nicht mehr für Forschung und Lehre zur Verfügung steht.

„Was ich tatsächlich sehr fatal und leistungsfeindlich finde, ist, dass die so genannte Universitätsautonomie so ausgelegt wird, dass eigentlich sämtliche Verwaltungsaufgaben, die in meinen Augen das Ministerium oder die Universitätsverwaltung erledigen müsste, den Lehrenden so ungeheuer viel Zeit weg nehmen.“ (I4: 106)

Kommentare zur („so genannten“) Autonomie fallen meist im Zusammenhang mit dem administrativen Mehraufwand auf vielen Ebenen, sowie im Kontext der veränderten Personalstrukturen, neuer Curricula und auf der Forschungsebene – hier jedoch nur hinsichtlich der Administration.

„Für die Forschung hat sich nur verändert, dass es viel mehr Verwaltung ist.“ (I2: 729)

Den Erzählungen zufolge stellen die „permanenten“ Zusatzaufgaben ein Hindernis für die „tatsächlichen“ Forschungstätigkeiten dar, was mit einem Unterton der Besorgnis seitens der GeisteswissenschaftlerInnen vorgebracht wird.

„Viel [Forschungsarbeit] basiert auf einer Kreativität, die im Ruhigen entsteht, und die ist nicht vorhanden in der heutigen Universität, finde ich. Das ist so ein permanenter Veränderungsprozess, diese neuen Curricula etc., so dass diese langen Strecken, in denen man tatsächlich denken würde und Wissen produzieren würde, nicht vorhanden sind.“ (I5: 214)

Von mehreren Seiten wird betont, dass diese Tendenz durch die Übernahme gewisser gehobener Positionen noch verstärkt wird. Da die vermehrten Verwaltungsaufgaben in der Wissensbilanzierung nicht erfasst werden, folgt auf den Fuß die Beschwerde, dass diese Mehrleistung nicht einmal als solche wahrgenommen und honoriert, sondern selbstverständlich abverlangt wird.

„Wenn man einen Job als Institutsleiter oder auch in der Studienprogrammleitung erhält, dann bezahlt man das einfach mit einer Einbuße an Zeit, die für die Forschung und für die Lehre nicht mehr zur Verfügung steht. [...] Und das wird in der Wissensbilanz nicht einmal erfasst.“ (I2: 93)

Das bringt die Befragten ihrer Beschreibung zufolge in eine Position, in der sie mehr leisten müssen, unter anderem, um Leistungsmessungsinstrumente mit Daten zu füttern, ohne dass dies von jenen Instrumenten als Leistung anerkannt und positiv sanktioniert würde. Evaluierungen und Wissensbilanzierung werden in ihrer Durchführung als frustrierend und kontraproduktiv im Zeitaufwand empfunden und im Gespräch oft vermischt.

Die Erzählungen über das „Zuviel“ an Verwaltungsaufgaben bilden in den Narrationen oft den fließenden Übergang zum Beispiel der Wissensbilanz und dem als „unverhältnismäßig“ beschriebenen Zusatzaufwand für das Zusammentragen und Eingeben der Daten.

Auch im Arbeitsbereich Verwaltung stellt sich daher die Frage nach der Delegation der Aufgaben. Geistes- und SozialwissenschaftlerInnen tun sich mit der Übertragung von Verwaltungsaufgaben schwer, da diese trotz allem Fachkenntnisse voraussetzen oder mit strategischen Entscheidungen verbunden sind.

„Dadurch, dass sich die Systeme immer wieder ändern, kann man zunehmend verschiedene Aufgaben nicht mehr delegieren. Dann gerät man in Zeitmangel ... also das mit dem Delegieren ist ein wichtiger Punkt. Bei einem komplexen System kann man nicht einfach einer Sekretariatsmitarbeiterin sagen: Bitte, geben *Sie* unsere Daten ein.“ (I5: 120)

Den Befragten in den naturwissenschaftlichen Fächern fällt es hingegen leichter, Administratives abzugeben und abzuwägen, was ohne Reibungsverluste delegiert werden kann. Auch die Datenerhebung und Eintragung gestaltet sich nicht so zeitaufwändig, da es hier langjährig etablierte Institutsstrukturen gibt. Grundsätzlich werden Daten, die jenen der Wissensbilanz ähnlich sind, an den naturwissenschaftlichen Fakultäten schon seit Jahren abgefragt (z.B. die Menge der Drittmittel, Veröffentlichungen, Meetings und Vorträge). Die dadurch entstandene Routine überträgt sich auch auf die Daten für die Wissensbilanzierung, deren Abfrage daher auch als „normal“ empfunden wird. Neu ist eher der Detailreichtum der verlangten Daten, der in seinem Ausmaß als Zumutung empfunden wird.

„Ich finde es auch richtig, dass sie [die Universität] die Publikationen und Vorträge ihrer Mitarbeiter sammelt, aber die richtige Vorgehensweise wäre eigentlich, dass man irgendwo eine Publikationsliste hinterlegt und sich dann nicht mehr darum kümmert. Dass man da alles bis zum letzten Strich selber eingeben muss, das ist mir einfach... also das ist sicher unnötiger Mehraufwand.“ (I8: 96)

Er wird unter anderem deswegen auch als sinnlos bezeichnet, da sich, z.B. in Bezug auf das Forschungsprofil vieles laufend ändert und die eingegebenen Daten somit theoretisch laufend aktualisiert werden müssten, um ihre Aussagekraft zu gewährleisten.

Im Folgenden werden die Ergebnisse der Analyse zusammenfassend diskutiert und in einen größeren Zusammenhang gestellt.

VI. Conclusio

Im Folgenden werden die wichtigsten Ergebnisse diskutiert und Anknüpfungspunkte vorgeschlagen, wofür drei Sichtweisen aufgemacht werden:

Die gesellschaftliche Ebene der Audit Society und der damit verbundenen Governance of Science, die Perspektive der Individuen, die im universitären System agieren und die Konzeption der Wissensbilanz als boundary object.

Eine inhaltliche Klammer um die drei Perspektiven stellt die Auseinandersetzung mit der Wissensbilanzierung dar, die auf jeder Ebene spezifische Erkenntnisse ermöglicht.

VI.1. Governance of Science und Auditing

In den vorangegangenen Kapiteln wurde deutlich, dass das Wissenschaftssystem einen Wandlungsprozess auf vielen Ebenen durchläuft und das Bild eines sich selbst regulierenden Systems, das aus der Gesellschaft ausdifferenziert ist und eigenständig agiert, grundsätzlich in Frage gestellt ist. Die Regulierung von „innen“ (zum Beispiel durch „Peer-Review-Systeme“) wird immer mehr ergänzt durch den Einsatz von Steuerungsinstrumenten von „außen“ (zum Beispiel durch Instrumente des „New Public Management“), was zu einer Durchmischung wissenschaftlicher und unternehmerischer Ansprüche innerhalb des universitären Feldes führt.

Anhand des Beispiels der Wissensbilanz kann die Forderung nach einer Legitimation des akademischen Feldes gegenüber einer erweiterten Gruppe von AkteurInnen und Netzwerken deutlich gemacht werden. Diese wird unter anderem über institutionelle „Transparenz“ und der damit einhergehenden Darstellung von Leistungsfähigkeit transportiert. Die wissenschaftliche Integrität, die, wie oben dargestellt, lange Zeit über ein institutionalisiertes Vertrauen in die selbstregulativen Mechanismen des Wissenschaftssystems hergestellt wurde, wird seit geraumer Zeit auch über manageriale

Prozesse wie Accountability und Auditing gesichert. Wenn man diesem Gedanken folgend, die Wissensbilanz mit ihrem Anspruch des Sichtbarmachens als Zeichen von Integrität liest, bleibt die Frage bestehen, ob das, was die Indikatoren der Bilanz des Wissens erzeugen, tatsächlich eine „neutrale Transparenz“ ist und in Folge in Integrität „übersetzt“ werden kann. Die bilanzierten Daten müssen zunächst interpretiert werden, um Aussagekraft zu erlangen, was wiederum eine Überlagerung der angestrebten Transparenz darstellt. Vermutlich zeigen die Zahlen abgesehen von der erwünschten Leistungs- und Qualitätsmessung auch ein Bild der mehr oder weniger erfolgreichen Performanz im Umgang mit Steuerungsinstrumenten. Allerdings scheint es auch problematisch, das wissenschaftsinterne „Peer-Review“- System als ideales Gegenszenario und allgemeingültigen Maßstab für wissenschaftliche „Exzellenz“ darzustellen, da es als mit „eklatanten Mängeln“¹³⁴ behaftet gilt und bekanntermaßen auf zahlreichen Wegen unterlaufen werden kann.

VI.2. Die Ebene der Personen

Die Fragmentierung der heutigen Wissenschaften basiert laut Karin Knorr Cetina auf der Vielfalt ihrer Funktionsweisen.¹³⁵ Ihr zufolge

„bestehen [sie] nicht nur aus einem Unternehmen, sondern aus vielen; aus einer Landschaft unabhängiger Wissensmonopole, die höchst unterschiedlich arbeiten und unterschiedliche Produkte produzieren“¹³⁶

Auf der Ebene der agierenden Individuen bedeutet das eine vermehrte Unsicherheit darüber, welches Set von Werten und Normen im jeweiligen Szenario Gültigkeit hat.

Marilyn Strathern illustriert dieses Dilemma anhand des Konzepts der „wissenschaftlichen AutorIn“, welches ihrer Ansicht nach verschiedene Ausprägungen hat und mehreren Logiken gehorcht.

„Scientific authors, [...] can be seen as participating in a system of exchange premised on reciprocity, reputation and responsibility, in which the commodification of scholarship is immoral. Or, to change perspective, they can equally be seen as workers

¹³⁴ Nowotny et al. 2005: 82

¹³⁵ Vgl. die Darstellung Knorr Cetinas Konzepts der „Wissenskulturen“ von Nowotny et al. 2005: 126

¹³⁶ Knorr-Cetina 2002: 14, zitiert nach Nowotny et al. 2005: 126

in the academic knowledge economy caught up in a system of capital accumulation and investment, and with their own rights to just reward.¹³⁷

Je nach Blickwinkel können beziehungsweise müssen, akademisch publizierende Personen in verschiedenen Systemen mit jeweils anderen Werten agieren, die teilweise gegenläufig zueinander stehen und daher teilweise schwer zu vereinbaren sind. In der Logik des „traditionellen Universitätssystems“ wird es dem Beispiel zufolge als unmoralisch angesehen, wissenschaftliche Erkenntnisse in Wirtschaftsgüter umzuwandeln. Andererseits haben akademische AutorInnen vor dem Hintergrund einer Wissensökonomie durch ihre Rolle als WissensarbeiterInnen ein Recht auf entsprechende „Vergütung“ – und nicht nur das, sie sollten sich auch den entsprechenden Regeln der „Kapitalakkumulation“ und des „Investment“ gemäß verhalten. Ein/e wissenschaftliche AutorIn sieht sich Marilyn Strathern zufolge vor der Aufgabe, „to deal with two sets of concepts side by side“¹³⁸. „WissensproduzentInnen“ müssen also in der Ausführung ihrer akademischen Tätigkeiten mehreren Tendenzen gerecht werden, Widersprüchlichkeiten überbrücken, Entscheidungen treffen und in verschiedenartigen Kontexten handlungsfähig sein.

Anhand des Beispiels der Wissensbilanz wird der Wandel des wissenschaftlichen beziehungsweise des universitären Feldes sichtbar, und die „Trägheit des Alten im Neuen“ kann beobachtet werden: Ein Bezugsrahmen ist nicht mehr (zur Gänze) gültig, ein neuer wiederum noch nicht (vollständig) etabliert.

Für die befragten Personen bedeutet dies im akademischen Arbeitsalltag die Notwendigkeit, viele Entscheidungen neu abzuwiegen, wobei ein großes Unsicherheits- und damit verbunden ein beträchtliches Risikopotenzial gehandhabt werden muss. Da die Kriterien, die als Entscheidungsgrundlage dienen könnten, teilweise widersprüchlicher Natur sind, muss das Handeln immer wieder aufs Neue begründet und ausgerichtet werden, was mit einem beträchtlichen Energieaufwand verbunden sein kann.

¹³⁷ Strathern 2004: 45

¹³⁸ Strathern 2004: 46

Ein Messinstrument wie die Wissensbilanz soll diesbezüglich Unsicherheit reduzieren, allerdings ist häufig das Gegenteil der Fall: sie ist an deren Produktion mitbeteiligt. Die hierzu genannten Beispiele der interviewten AkteurInnen bewegen sich hauptsächlich entlang der Grundfrage, ob sie sich entsprechend den traditionell etablierten wissenschaftlichen Normen verhalten sollen oder anhand der Faktoren, die sich in der Leistungsmessung positiv auswirken, was in vielen Fällen unterschiedliche Handlungskonzepte voraussetzt.

Ihren Niederschlag findet die beschriebene Unsicherheit im ständigen Mäandern der AkteurInnen zwischen der „alten Schule“ und dem „neuen System“ der Wissenschaft. Die Rhetorik, dieses Verhalten zu erklären, schwankt zwischen Nüchternheit, Plausibilisierung, Rechtfertigung, Taktik, Sinnsuche und Ratlosigkeit. Hier lässt sich eine deutliche Differenz zwischen dem klaren Programm der Wissensbilanz und ihren unklaren Effekten ausmachen.

Aufgrund der neuen Anforderungen stellt sich auch die Frage nach der (Berufs-) Identität in erhöhtem Maße. Steuerungsinstrumente wie die Wissensbilanz können neue Identitätsverhandlungen auslösen, die mit unterschiedlich starken Reibungsverlusten verbunden sind. Die Spanne der verhandelten Identitäten innerhalb des universitären Netzwerkes reicht je nach Kontext beispielhaft von „ForscherIn“, „UniversitätslehrerIn“ (oder beides) über „wissenschaftliche/r ManagerIn“ bis hin zu „Outputgröße“ oder „Full Time Equivalent“.

Weiterhin kann beobachtet werden, dass im Gegensatz zum Humboldt'schen Paradigma der Zusammengehörigkeit von Forschung und Lehre eine immer stärkere Trennung der beiden Bereiche stattzufinden scheint, was sich auch auf der Ebene der Personen innerhalb des universitären Systems auswirkt.

Eine von Ulrike Felt und Michaela Glanz formulierte Beobachtung trifft in ähnlicher Form auch auf den Kontext der Wissensbilanzierung zu:

„University staff is currently bound to live with these contradictions. Indeed, in an institutional setting where student numbers and teaching loads are high, research is *de facto* being marginalized in the day to day institutional reality, while at the same time the evaluations contributing to the promotion of university personnel tend to put much more weight on research results than teaching duties.“¹³⁹

¹³⁹ Felt/ Glanz 2005: 31, Hervorhebung im Original

Die Form der Wissensbilanzierung betont vor allem Forschungsaktivitäten, die im Detail abgefragt werden, wohingegen Lehrtätigkeiten nicht als Leistung erfasst werden, obwohl sie einen großen Teil der Arbeitszeit in Anspruch nehmen.

Die Nichtberücksichtigung der Lehre im Instrument der Leistungsmessung führt dazu, dass die Lehre, entgegen der Überzeugung der Akteure, als zu absolvierende Pflicht abgestuft wird (die überdies noch Ressourcen für andere Aktivitäten raubt, die ihrerseits in die Leistungsmessung eingehen). Dies auszugleichen wird dadurch versucht, dass Prioritäten auf vielen Ebenen neu gesetzt werden, was oftmals zu Ungunsten der Lehre ausfällt, die nicht den erwünschten akademischen „Mehrgewinn“ abwirft. Ulrike Felt und Michaela Glanz appellieren diesbezüglich nachdrücklich an das Universitätsmanagement:

„As research is valued so highly, and higher than teaching obligations that stay an immutable core of staff contracts, the exit strategy often consists in lowering the level of quality, with regard both to the courses offered and to the level of academic work supervision. The consequences of reduced investment in teaching can be far reaching and urgently require counter-balancing on the part of the management of universities. However, as the problem is not acknowledged openly, stable solutions are difficult to find.“¹⁴⁰

Noch eine weitere Dimension der Trennung von Forschung und Lehre wird anhand der Wissensbilanzierung sichtbar. Um in gewissen Arbeitsbereichen einen besseren „Output“ zu erzielen, werden Lehr- und Forschungsaktivitäten oftmals schwerpunktmäßig auf verschiedene Personen aufgeteilt. Dies führt allerdings im Zuge der Leistungsbeurteilung aufgrund des Vorrangs der Forschung zu personenspezifischen Bevor- oder Benachteiligungen, was von Seiten der befragten Personen immer wieder hervorgehoben und kritisiert wird.

Die Tendenz der personellen Trennung der verschiedenen Bereiche verstärkt eine Entkoppelung von Forschung und Lehre auch auf einer inhaltlichen Ebene.

Der Anspruch, eigene Forschungsergebnisse in die Lehre einfließen zu lassen, kann in dem Maße entweder mehr oder weniger gut gewährleistet werden, in dem die Lehrpersonen auch selbst forschen.

¹⁴⁰ Felt/ Glanz 2005: 31

VI.3. „Doing Wissensbilanz“ – das boundary object Wissensbilanz

Zu Beginn wurde die Frage aufgeworfen, inwiefern es der Wissensbilanz gelingt, zum boundary object für die verschiedenen Akteure innerhalb des betrachteten Feldes zu werden und damit sowohl variabel genug zu sein, um den lokalen Bedürfnissen Rechnung zu tragen, als auch robust genug, um einen gemeinsamen Bedeutungshorizont herzustellen. Dabei interessiert, ob die Wissensbilanz in der Lage ist, Grenzen zwischen sozialen Welten auf eine Art zu verhandeln, die diese zeitweise überbrückt und ein punktuell gemeinschaftliches Handeln, ein „cooperative work“¹⁴¹, ermöglicht.

Wissensbilanzierung „funktioniert“ insofern, dass es möglich war und ist, sie ohne nennenswerten institutionellen Widerstand zu implementieren und durchzuführen. Trotz des in den Gesprächen geäußerten Unmuts angesichts technischer Mängel, der zeitaufwändigen Datengenerierung und -eingabe sowie einer gewissen Zurückhaltung seitens der Universitätsangehörigen gegenüber Steuerungsinstrumenten und Evaluationen im Allgemeinen, wird das Instrument in seiner „Daseinsberechtigung“ nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Marilyn Strathern hat über diese schon in mehreren Kontexten beobachtete Haltung gegenüber dem Monitoring einen Gedanken geäußert, der auch in den Kontext der Wissensbilanzierung übertragen werden kann:

„[...] audit is almost impossible to criticize in principle – after all, it advances values that academics generally hold dear, such as responsibility, openness about outcomes and widening of access.“¹⁴²

Sie vermutet den Ursprung der generellen Akzeptanz des akademischen Feldes gegenüber Audit-Maßnahmen in einer Ähnlichkeit der scheinbar zugrunde liegenden Werte wie Verantwortlichkeit, Offenheit angesichts möglicher Ergebnisse und einer Erweiterung der Zugänge, in der sich lange gehegte universitäre Traditionen widerspiegeln und daher der eigenen Logik zufolge angenommen werden sollten.

Abgesehen davon stellt der Begriff des „Wissens“ und das, was im jeweiligen Kontext darunter verstanden wird, im Entwurf der Wissensgesellschaft eine zentrale Größe dar, was möglicherweise ein weiterer Grund ist, warum die Einführung einer „Wissens“-

¹⁴¹ Gieryn 1995: 415

¹⁴² Strathern 2000: 3

Bilanz als konsequente Schlussfolgerung angesehen wird. So wird der Aspekt des Sichtbarmachens von erbrachter Leistung seitens der Befragten auch im Allgemeinen positiv wahrgenommen und als wünschenswertes Ergebnis der Bilanzierung betrachtet. Trotz des positiv konnotierten Sichtbarmachens kann interpretiert werden, dass es der Wissensbilanz auf weiten Strecken nicht gelingt, jene Grenzarbeit zu leisten, die die Welten der verschiedenen Akteure miteinander verbindet. Die durch boundary objects ermöglichte „cooperative work“ findet nicht oder nur sehr erschwert statt, da das Instrument hauptsächlich eine „passive“ Haltung im Sinne der Dateneingabe zulässt, eine „aktive“ *Nutzung* jedoch kaum gestattet, wodurch die Verleihung *von lokalem Sinn* nur in geringem Maße zu verwirklichen ist.

Beispielsweise ist es nicht möglich, einmal eingetragene Daten einzusehen, zu aktualisieren oder Profile von KollegInnen zu sichten. Somit stellt die Wissensbilanz für die AkteurInnen des universitären Feldes kein Kommunikationsinstrument dar, vielmehr wird sie als externe Kontrolle wahrgenommen, sozusagen als „die andere Seite der Medaille“ des Sichtbarmachens von Leistung.

Problematisch wirkt sich auch die Indikatorisierung der wissenschaftlichen Aktivitäten aus, die den Personen wenig Spielraum lassen, ihre Tätigkeiten für sie adäquat darzustellen. In diesem Zusammenhang gibt eine Aussage Gieryns zu denken, der davor warnt, den gewachsenen und sich im ständigen Veränderungsprozess befindlichen Raum der Wissenschaft zu sehr zu stabilisieren und zu verdinglichen.

„The analytic danger is to reify the cultural space of science into something so stable, so „structural“, or „institutionalized“, that the significance of episodic reproductions in boundary-work is lost altogether.“¹⁴³

Gewissermaßen ist die Wissensbilanzierung als ein solcher *Prozess der Stabilisierung* interpretierbar, der wissenschaftliche Tätigkeiten und Praxen durch die Bewertung nach Maßzahlen und Indikatoren in relativ starre Formen gießt. An dieser Stelle kann die Frage aufgeworfen werden, wie es innerhalb des universitären Netzwerkes möglich ist, Steuerungsinstrumente wie die Wissensbilanz zu flexibleren, anpassungsfähigeren Kommunikationsinstrumenten werden zu lassen und den Handlungsspielraum der betroffenen Akteure zu erweitern.

¹⁴³ Gieryn 1995: 420

Literaturverzeichnis

- Bell, Daniel (1973): *The Coming of Post-Industrial Society*. Heinemann, London; deutsch (1996): *Die nachindustrielle Gesellschaft*, Campus Verlag, Frankfurt am Main
- Berger, Peter L./ Luckmann, Thomas (2000): *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie*. 17. Auflage. Fischer-Taschenbuch-Verlag, Frankfurt am Main
- Bourdieu, Pierre (1998): *Vom Gebrauch der Wissenschaft. Für eine klinische Soziologie des wissenschaftlichen Feldes*. UVK, Konstanz: 15-38
- Burtscher, Christian/ Pasqualoni, Pier-Paolo/Scott, Alan (2006): *Universities and the Regulatory Framework: The Austrian University System in Transition*. In: *Social Epistemology* 20: 241-258
- Daston, Lorraine (2001): *Die Kultur der wissenschaftlichen Objektivität*. In: Hagner, Michael (Hg.): *Ansichten der Wissenschaftsgeschichte*. Fischer Taschenbuchverlag, Frankfurt am Main: 137-160
- De Solla Price, Derek J. (1963): *Little Science, Big Science*. Columbia University Press, New York
- Drucker, Peter F. (1959): *Landmarks of Tomorrow*. Harper, New York
- Edvinsson, Leif/Brüning, Gisela (2000): *Aktivposten Wissenskapital. Unsichtbare Werte bilanzierbar machen*. Gabler Verlag, Wiesbaden
- Elliott, Jane (2005): *Using Narrative in Social Research. Qualitative and Quantitative Approaches*. Sage, London/Thousand Oaks/New Delhi
- Engels, Maria (2001): *Die Steuerung von Universitäten in staatlicher Trägerschaft: eine organisationstheoretische Analyse*. Deutscher Universitätsverlag, Wiesbaden

- Etzkowitz, Henry/ Leydesdorff Loet (2000): The dynamics of innovation: from National Systems and „Mode 2“ to a Triple Helix of university-industry-government relations. In: Research Policy 29: 109-123
- Felt, Ulrike/ Nowotny, Helga/ Taschwer, Klaus (1995): Wissenschaftsforschung. Eine Einführung. Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York
- Felt, Ulrike (1999): Evaluation im wissenschaftspolitischen Kontext. In: Röbbcke, Martina/Simon, Dagmar (Hg.): Qualitätsförderung durch Evaluation? Ziele, Aufgaben und Verfahren von Forschungsbewertungen im Wandel. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung, P 99-003: 11-29
- Felt, Ulrike/ Glanz, Michaela (2003): University Autonomy in Europe: Changing Paradigms in Higher Education Policy. In: Managing University Autonomy. Proceedings of the Seminar of the Magna Charta Observatory. Bononia University Press, Bologna: 13-104
- Felt, Ulrike/ Glanz, Michaela (2005): University Autonomy in the European Context: Revisiting the Research – Teaching Nexus in a Post-Humboldtian Environment. In: Managing University Autonomy. Proceedings of the Seminar of the Magna Charta Observatory. Bononia University Press, Bologna: 13-120
- Finanzwesen und Controlling der Universität Wien (Hg.) (2005): Wissensbilanzierung. Beiträge der Universität Wien, WUV-Verlag, Wien
- Flick, Uwe/ von Kardorff, Ernst/ Steinke, Ines (Hg.) (2003): Qualitative Forschung. Ein Handbuch. 2.Auflage. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg
- Flick, Uwe (2004): Triangulation. Eine Einführung. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Flick, Uwe (2007): Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung. Rowohlt Verlag, Reinbek bei Hamburg
- Geertz, Clifford (1983): Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

- Gibbons, Michael/ Limoges, Camille/ Nowotny, Helga/ Schwartzman, Simon/ Scott, Peter/ Trow, Martin (1994): The new production of knowledge. The dynamics of science and research in contemporary societies. Sage Publications, London/Thousand Oaks/New Delhi
- Gieryn, Thomas F. (1995): Boundaries of Science. In: Jasanoff, Sheila/ Markle, Gerald E./ Petersen, James C./ Pinch, Trevor J.: Handbook of Science and Technology Studies. Sage Publications, Thousand Oaks/ London/ New Delhi: 393-443
- Gieryn, Thomas F. (1999): Cultural Boundaries of Science. Credibility on the Line. The University of Chicago Press, Chicago/London
- Gläser, Jochen (2003): Privatisierung der Wissenschaft? In: Bösch, S./ Schulz-Schaeffer (Hg.): Wissenschaft in der Wissensgesellschaft. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden: 55-76
- Heidenreich, Martin (2003): Die Debatte um die Wissensgesellschaft. In: Bösch, Stephan/ Schulz-Schaeffer Ingo (Hg.): Wissenschaft in der Wissensgesellschaft. Westdeutscher Verlag, Wiesbaden : 25-51
- Jäger, Siegfried (2004): Kritische Diskursanalyse. Eine Einführung. 4., unveränderte Auflage, Unrast-Verlag, Münster
- Keller, Reiner (2004): Diskursforschung. Eine Einführung für SozialwissenschaftlerInnen. 2. Auflage, VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Keller, Reiner (2005): Wissenssoziologische Diskursanalyse. Grundlegung eines Forschungsprogramms. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Keller, Reiner (2006): Handbuch sozialwissenschaftliche Diskursanalyse. 2. aktualisierte und erweiterte Auflage. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden
- Knorr-Cetina, Karin (1984): Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main

- Latour, Bruno (1998): Essays on Science and Society: From the World of Science to the World of Research? In: Science. Vol. 280. No. 5361: 208-209
- Law, John (2006): Notizen zur Akteur-Netzwerk-Theorie: Ordnung, Strategie und Heterogenität. In: Belliger, Andréa/ Krieger, David J. (Hg.): ANThology. Ein einführendes Handbuch zur Akteur-Netzwerk-Theorie. Transcript Verlag, Bielefeld
- Leydesdorff, Loet/ Etzkowitz, Henry (2001): The Transformation Of University-industry-government Relations. In: Electronic Journal of Sociology CAAP 5: 1-27
- Leitner, Karl-Heinz (2001): Wissensbilanzierung für Universitäten. Auftragsprojekt für das bmbwk, Sekt. VII, Sekt. VIII, Endbericht. Österreichisches Forschungszentrum Seibersdorf
- Leitner, Karl-Heinz (2003): Wissensbilanzierung- ein neues Instrument für die Steuerung und das Reporting von Universitäten: Hintergrund, Implementierung und Erfahrungen. In: Österreichische Rektorenkonferenz (Hg.): Wissensbilanz: Bilanz des Wissens? Die Wissensbilanz für Universitäten im UG 2002. ÖRK, Wien
- Liessmann, Konrad Paul (2006): Theorie der Unbildung. Zsolnay Verlag, Wien
- Luhmann, Niklas: Die Wissenschaft der Gesellschaft (1992): Die Wissenschaft der Gesellschaft. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Maasen, Sabine/ Weingart, Peter (2006): „Unternehmerische Universität und neue Wissenschaftskultur. In: Die Hochschule. Journal für Wissenschaft und Bildung (15) 1: 19-45
- Martin, Brian/Richards, Evelleen (1994): Scientific Knowledge, Controversy, and Public Decision Making. In: Jasanoff, Sheila/ Markle, Gerald E./ Petersen, James C./ Pinch, Trevor (Hg.): Handbook of Science and Technology Studies. Sage Publications, London/ Thousand Oaks/ New Delhi: 506-526

- Maul, Karl-Heinz (2003): Möglichkeiten und Grenzen der Quantifizierung von intellektuellem Vermögen in Wissensbilanzen. Österreichische Rektorenkonferenz (Hg.): Wissensbilanz: Bilanz des Wissens? Die Wissensbilanz für Universitäten im UG 2002. ÖRK, Wien
- Merton, Robert K. (1982): Social research and the practicing professions. Abt Books, Cambridge/Massachusetts
- Nowotny, Helga (2003): Dilemma of Expertise: Democratising expertise and socially robust knowledge. In: Science and Public Policy 30(3): 151-156
- Nowotny, Helga/ Scott, Peter/ Gibbons, Michael (2004): Wissenschaft neu denken. Wissen und Öffentlichkeit in einem Zeitalter der Ungewißheit. Velbrück Wissenschaft, Weilerswist
- Österreichische Rektorenkonferenz (Hg.) (2003): Wissensbilanz: Bilanz des Wissens? Die Wissensbilanz für Universitäten im UG 2002, Wien
- Nowotny, Helga (2006): Wissenschaft neu denken: Vom verlässlichen zum sozial robusten Wissen. In: Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.): Die Verfasstheit der Wissensgesellschaft. Westfälisches Dampfboot, Münster: 24-42
- Pechar, Hans/ Pellert, Ada (2004): Austrian Universities under Pressure From Bologna. In: European Journal of Higher Education 39(3): 317-330
- Power, Michael (1997): The Audit Society. Rituals of Verification. Oxford University Press
- Reichertz, Jo (2005): „Die Zeiten sind vorbei, in denen man nicht mehr laut sagen durfte, dass man besser ist als andere“ – oder: Zur neuen Logik der (sozial-)wissenschaftlichen Mediennutzung. In: Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie 11(1): 104-128
- Schimank, Uwe/ Stucke, Andreas (Hg.) (1994): Coping with Trouble. How Science Reacts to Political Disturbances of Research Conditions. Campus Verlag, Frankfurt am Main/St. Martin's Press, New York

- Schimank, Uwe (1995): Hochschulforschung im Schatten der Lehre. Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York (Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, Band 20)
- Seyr, Bernhard, F. (2006): Integratives Management und Wissensbilanzierung in der Hochschulforschung. Einführung und Umsetzung von Universitätsreformen im deutschsprachigen Raum. Peter Lang Verlag, Frankfurt am Main
- Shinn, Terry (2002): The Triple Helix and New Production of Knowledge: Prepackaged Thinking on Science and Technology. In: Social Studies of Science 32 (4): 599-614
- Stehr, Nico (2001): Moderne Wissensgesellschaften. In: Politik und Zeitgeschichte 36: 7-14 (<http://www.bpb.de/files/K318AX.pdf>) (Zugriffsdatum 15.11.2008)
- Stichweh, Rudolf (1994): Wissenschaft, Universität, Professionen. Soziologische Analysen. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- Stichweh, Rudolf (2003): Genese des globalen Wissenschaftssystems. In: Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie 9(1): 3-26
- Stichweh, Rudolf (2006): Die Universität in der Wissensgesellschaft: Wissensbegriffe und Umweltbeziehungen der modernen Universität. In: Soziale Systeme. Zeitschrift für soziologische Theorie 12(1): 33-53
- Strathern, Marilyn (Hg.) (2000): Audit Cultures. Anthropological studies in accountability, ethics and the academy. Routledge, London/ New York
- Strathern, Marilyn (2004): Commons and Borderlands. Working Papers on Interdisciplinarity, Accountability and the Flow of Knowledge. Sean Kingston Publishing
- Travis, G.D.L. und Collins, H. (1991): New light on old boys: cognitive and institutional particularism in the peer review system. Science, Technology and Human Values 16(3): 322-341

- Trow, Martin (1994): *Academic Reviews and the Culture of Excellence*. Studies of Higher Education and Research 2, Stockholm, The Council for Studies of Higher Education: 1-27
- Wächter, Bernd (2004): *The Bologna Process: developments and prospects*. In: *European Journal of Education* 39(3): 265-273
- Weinberg, Alvin (1963): *Criteria for Scientific Choice*. *Minerva* 1(2): 159-171
- Weingart, Peter (2001): *Die Stunde der Wahrheit? Zum Verhältnis der Wissenschaft zu Politik, Wirtschaft und Medien in der Wissensgesellschaft*. Velbrück Verlag, Weilerswist: 171-231
- Weingart, Peter (2003): *Wissenschaftssoziologie*. transcript Verlag, Bielefeld
- Wenneras, Christine/ Wold, Agnes (1997): *Nepotism and sexism in peer review*. In: *Nature* 387: 341-343
- Werle, Raymund/ Schimank, Uwe (2000): *Gesellschaftliche Komplexität und kollektive Handlungsfähigkeit*. Campus Verlag, Frankfurt am Main/New York (Schriften des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung Köln, Band 39)
- Willke, Helmut (2001): *Systemisches Wissensmanagement*. 2.Auflage. Lucius & Lucius, Stuttgart
- Willke, Helmut (2004): *Einführung in das systemische Wissensmanagement*. Carl Auer Systeme Verlag, Heidelberg
- Woolgar, Steve (1991): *Beyond the Citation Debate: Towards a Sociology of Measurement Technologies and Their Use in Science Policy*. In: *Science and Public Policy* 18 (5): 319-326
- Von Wissel, Carsten (2007): *Eine Semantik universitärer Selbstbeschreibung*. In: ders.: *Hochschulen als Organisationsproblem*. transcript Verlag, Bielefeld: 85-139

Diplomarbeiten:

Kostka, Michael (2006): Entwicklung eines Wissensbilanz-Framework für die Universität Wien, Wien, Univ.,Dipl.-Arb.

Poeschko, Nina (2003): Begriffsbestimmungen in Konzepten der Wissensbilanz und des Wissensmanagements in Skandinavien und im deutschsprachigen Raum, ein Vergleich. Wien, Univ.,Dipl.-Arb.

Talebi-Ghazanala, Leila (2006): Balanced Scorecard und Wissensbilanz, eine vergleichende Gegenüberstellung. Wien, Univ.,Dipl.-Arb.

Czernohorszky, Eva (2002): Möglichkeiten und Grenzen der politischen Steuerung des Wissenschaftssystems am Beispiel der Dienstrechtsnovelle 2001 – Universitäten. Wien, Univ., Dipl.-Arb.

Dissertationen:

Wieland, Markus (2005): Wissensmanagement – Wissensbilanzen. Informationstechnische und soziale Aspekte. Wien, Univ., Diss.

Menkovic, Biljana (2002): Der Autonomie Begriff, seine diskursive Verwendung und Bedeutung in den österreichischen Universitätsreformdiskussionen 1998-2002. Wien, Univ., Diss.

URLs:

www.bmwf.gv.at/uploads/media/wbv.pdf

(Zugriffsdatum 15.11.2008)

Verordnung der Bundesministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur über die Wissensbilanz (Wissensbilanz-Verordnung – WBV)

http://www.consilium.europa.eu/ueDocs/cms_Data/docs/pressdata/de/ec/00100-r1.d0.htm

(Zugriffsdatum 15.11.08) Schlussfolgerungen des Vorsitzes des europäischen Rats in Lissabon vom 23. und 24. März 2000

http://www.wissenschaftsrat.ac.at/news/Empfehlungen_Leistungsvereinbarung.pdf

(Zugriffsdatum 15.11.2008) Österreichischer Wissenschaftsrat 2005:

„Leistungsvereinbarungen – Empfehlungen zur Ausgestaltung“

http://www.bmwf.gv.at/wissenschaft/national/oesterr_hochschulwesen/das_oesterr_hochschulsystem/leistungsvereinbarungen_mit_universitaeten/

(Zugriffsdatum 15.11.2008) Muster der Struktur für die Leistungsvereinbarungen mit den Universitäten inkl. Arbeitsbehelf

<http://www.uibk.ac.at/public-relations/aktuelles/unireform/5gruende.pdf>

(Zugriffsdatum 16.11.2008) 5 gute Gründe für die Autonomie der Universitäten

Quellenangaben zur Wissensbilanzierung:

Quellen zur Position der Universität Wien:

- Finanzwesen und Controlling der Universität Wien (Hg.) (2005): Wissensbilanzierung. Beiträge der Universität Wien, WUV Verlag, Wien
- Wissensbilanz 2006 der Universität Wien

http://www.univie.ac.at/mtbl02/2006_2007/2006_2007_213.pdf

(Zugriffsdatum 15.11.2008)

Quellen zur Position der österreichischen Universitäten:

- Österreichische Rektorenkonferenz (Hg.) (2003): Wissensbilanz: Bilanz des Wissens? Die Wissensbilanz für Universitäten im UG 2002. ÖRK, Wien
- Stellungnahme der Österreichischen Rektorenkonferenz zur Wissensbilanzverordnung vom 15. September 2005

<http://www.reko.ac.at/universitaetspolitik/stellungnahmen>

(Zugriffsdatum 15.11.2008)

Quellen zur internationalen Positionierung:

- Heisig, Peter (2005): Europäische Aktivitäten zur Wissensbilanzierung – Ein Überblick. In: Mertins, Kai/Alwert, Kay/Heisig, Peter (Hg.): Wissensbilanzen. Intellektuelles Kapital erfolgreich nutzen und entwickeln. Springer Verlag, Berlin, Heidelberg

Quellen zur Entstehung der universitären Wissensbilanz in Österreich:

- Koch, Günther: Strategische Unternehmensorientierung mittels Wissensbilanzen.

[www.execupery.com/dokumente/Reuter Wissensbilanz-Beitrag.doc](http://www.execupery.com/dokumente/Reuter_Wissensbilanz-Beitrag.doc)

(Zugriffsdatum 15.11.2008)

Quellen zu rechtlichen Grundlagen:

- § 13 Abs. 6 und § 16 Abs. 6 des Universitätsgesetzes 2002
http://www.bmwf.gv.at/uploads/media/0oehs_ug02.pdf
(Zugriffsdatum 15.11.2008)
- Verordnung der Bundesministerin für Bildung, Wissenschaft und Kultur über die Wissensbilanz (Wissensbilanz-Verordnung – WBV)
<http://www.bmwf.gv.at/uploads/media/wbv.pdf>
(Zugriffsdatum 15.11.2008)

Abbildungsverzeichnis

| | |
|---|----|
| Abbildung 1: Illustration des Artikels von Christian Fleck „Einzug des Neostalinismus in die Alma Mater?“ in: Der Standard, 11.04.2008: 35..... | 12 |
| Abbildung 2: Wissensbilanz-Modell der Austrian Research Centers nach Koch und Schneider | 45 |
| Abbildung 3: Abschnitt „II.1 Intellektuelles Vermögen – Humankapital“ aus der Wissensbilanz-Verordnung | 49 |
| Abbildung 4: Definition der Kennzahl „II.1.1 Personal“ im Anhang der Wissensbilanzverordnung..... | 50 |
| Abbildung 5: Die mit Daten versehene Kennzahl „II.1.1 Personal“, Ausschnitt aus der Wissensbilanz 2006 der Universität Wien | 51 |

Abbildungsquellen

Ich habe mich bemüht, sämtliche Inhaber der Bildrechte ausfindig zu machen und ihre Zustimmung zur Verwendung der Bilder in dieser Arbeit eingeholt. Sollte dennoch eine Urheberrechtsverletzung bekannt werden, ersuche ich um Meldung bei mir.

Abstract

Schlagnworte: *Governance of Science, Audit Society, Wissensbilanz, universitäre Rechenschaftslegung, boundary object, Diskursanalyse*

In der Hochschullandschaft zeichnet sich eine Trendwende ab, die durch eine immer stärkere Ökonomisierung der Universitäten charakterisiert ist. Das Humboldt'sche Modell der Universität verblasst, während unter der Devise der „Governance of Science“ manageriale Aspekte der Organisationsführung in den Vordergrund treten. Auslöser für eine anhaltende hochschulpolitische Debatte in Österreich ist das Universitätsgesetz (UG) 2002, in dem die Autonomie der Universitäten durchgesetzt wurde und das ein Fundament für grundlegende Strukturveränderungen an den österreichischen Hochschulen darstellt. In dieser Arbeit wird das im UG 2002 neu eingeführte Instrument der „Wissensbilanz“ als ein Beispiel für die Steuerung von Wissenschaft herausgegriffen, da an ihm der „neue Geist“ der Leistungsmessung konkret sichtbar wird. Mit Hilfe von so genannten Wissenschaftsindikatoren soll durch die Wissensbilanz das „Intellektuelle Kapital“ der Universitäten gemessen und bewertet werden. Die vorliegende Arbeit ist dem Umgang mit der Wissensbilanz auf der Spur und versucht, diesen explorativ entlang verschiedener Bruchlinien aufzuspüren. Sie bewegt sich im Spannungsverhältnis zwischen der gesetzlich vorgeschriebenen Wissensbilanzierung auf der einen Seite und der Erkenntnisproduktion von so genannten „WissensproduzentInnen“ der Universität Wien auf der anderen Seite. Im Hauptteil der Analyse werden die Alltagserfahrungen der akademischen „WissensproduzentInnen“ diskursiv erschlossen. Dafür wurden Gespräche mit WissenschaftlerInnen verschiedener Disziplinen (Geistes-, Sozial- und Naturwissenschaften) geführt und diskursanalytisch ausgewertet. Dies erfolgt entlang der aus dem Material entwickelten Kernkategorien Forschung und Wissenstransfer, sowie der Kontextkategorien Lehre und akademische Selbstverwaltung. Schlussfolgernd lässt sich feststellen, dass durch Steuerungsinstrumente wie die Wissensbilanz eine immer größere Durchmischung von wissenschaftlichen und unternehmerischen Ansprüchen innerhalb des universitären Feldes stattfindet, was sich auch auf die Prozesse der wissenschaftlichen Erkenntnisproduktion niederschlägt. Die

Akteure des Feldes müssen je nach Kontext verschiedene Modi des Handelns anwenden, die teilweise schwer zu vereinbaren sind, was eine Unsicherheit bezüglich der zugrunde liegenden Normen und Werte hervorruft. Es kann beobachtet werden, dass eine immer stärkere Trennung von Forschung und Lehre stattfindet, die nicht zuletzt durch die Form der Abfrage in der Wissensbilanzierung untermauert wird. Es erweist sich aus der Sicht des Feldes als schwierig, die Wissensbilanz als „boundary object“ zu nutzen, da es ihr nur schwer gelingt, zum Kommunikationsinstrument der beteiligten Akteure zu werden.

Abstract

Keywords: *Governance of Science, Audit Society, Intellectual Capital Report, academic accountability, boundary object, discourse analysis*

Over the last couple of years a trend reversal in the Austrian scene of universities has been observed, i.e. the commodification of universities. The Humboldtian Model is fading, whereas managerial aspects in administration come to the fore, directed by the “Governance of Science”. An ongoing national debate was initiated by the coming into effect of the “Universitätsgesetz (UG) 2002” (university law 2002), which implemented the universities’ autonomy and created a basis for elementary structural changes. This diploma thesis focuses on the instrument of “Intellectual Capital Report”, introduced in 2002, which serves as an example of “Governance of Science”, visualising the “new approach” to performance measurement. By means of so-called science indicators the intellectual capital efficiency of universities is to be measured and evaluated. This thesis aims at observing the actual handling of “Intellectual Capital Report” and tries to exploratively detect it at several boundaries and intersections. That is to say, it is focused on the opposition between the statutory “Intellectual Capital Reporting” on the one hand and “Knowledge Production” on the other hand. The main part of the analysis is a discursive investigation of the daily practical experience of academic knowledge workers. For this purpose talks were held with academics from different disciplines (humanities, social and natural sciences). The results were analysed by means of discourse analysis. This process is accompanied by material from the key categories

research and *knowledge transfer* as well as the context categories *teaching* and *autonomous administration*. Conclusively, tools of governance such as “Intellectual Capital Report” enhance the mixture of academic and managerial demands within the universities as such. Last but not least, this development is reflected in the process of academic knowledge production. The actors in this field do have to select their acting according to the diverse contexts, a task rather hard to manage. Thus, a certain degree of insecurity regarding norms and values can be detected. Analyses show a continuous detachment of research and teaching, a development not least determined by the form of questioning in “Intellectual Capital Reporting”. All in all, the Intellectual Capital Report is not too likely to become the instrument of communication of the actors involved, thus it proves difficult to be employed as “boundary object”.

Lebenslauf

Carolin Maria Christina Schmidt

03.06.1980 geboren in Ludwigshafen, Deutschland

Schulische Ausbildung:

1986 - 1990 **Grundschule Theodor Heuss**, Kaiserslautern
1990 - 1999 **St. Ursula Gymnasium**, Freiburg im Breisgau

Universitäre Ausbildung:

- 2000 - 2003 **Universität Wien**
Hauptfach: Soziologie, geisteswissenschaftlicher Studienzweig
Fächerkombination für den ersten Studienabschnitt aus den
Studienrichtungen: Philosophie, Germanistik, Interdisziplinärer Studiengang
Frauenforschung
- März-Juni 03 Belegung der Zusatzmodule Selbstmanagement, Arbeiten in Gruppen und
Präsentieren, Soziologische Schreibwerkstatt
- Juli 2003 Erstes Diplomprüfungszeugnis im Hauptfach Soziologie mit Auszeichnung
bestanden
- Juli 2003 Erstes Diplomprüfungszeugnis in der Fächerkombination mit Auszeichnung
bestanden
- Ab Juli 2003 Fächerkombination für den zweiten Studienabschnitt aus den Studien-
richtungen: Philosophie, Ethnologie und Interdisziplinärer Studiengang
Wissenschaftstheorie, Kognitionswissenschaften und Wissenschaftsforschung
- Juli - Okt. 03 Universität für Angewandte Kunst Wien
Transferprojekt Damaskus; Idee, Dreh- und Produktion des Films "Crossing
Paths in Damascus"
- 2003 - 2004 **Université Paris 8 St.Denis-Vincennes**
Einjähriges Auslandsstudium mit Stipendienprogramm ERASMUS in Paris.
Seminare aus den Bereichen soziologische Theorie, soziologische Methoden,
Stadt- und Entwicklungssoziologie sowie dem Zusatzmodul Ethnographischer
Film
- Okt.05–Jun.06 Absolvierung des einjährigen soziologischen Forschungspraktikums im
Bereich der Gesundheitssoziologie mit dem Forschungsthema:
„Konstruktion von Gemeinsamkeit: Aspekte der organisierten Selbsthilfe aus
systemtheoretischer Sicht“ im Rahmen des Hauptfaches Soziologie

April 2007 Zweites Diplomprüfungszeugnis in der Fächerkombination mit Auszeichnung
bestanden

Nov. 2008 Abschluss des Diplomstudiums Soziologie

Zusatzausbildungen/Berufserfahrung

2004 - 2005 **Studienreise** durch Asien
Durchführung des Filmprojekts: „Avec Soleil“

Mär.06-Dez07 Teilnahme am Zertifikatslehrgang „**Knowledge Management**“ der Knowledge
Management Academy, Wien

Okt.06-Jun.07 Zweisemestrige **Studienassistentz** am Institut für Soziologie der Universität
Wien. Betreuung des soziologischen Forschungspraktikums.

Nov.07-Jan.08 Teilnahme am zweisemestrigen „**Lehrgang zum EU-Experten**“ der Akademie
für Evangelisation, Wien in Kooperation mit dem Centre International de
Formation Européenne, Nizza

Mär.08-Jun.08 Einsemestrige **Studienassistentz** am Institut für Wissenschaftsforschung der
Universität Wien